

Zeitschrift: Archiv für schweizerische Geschichte
Band: 4 (1846)

Artikel: Untersuchungen über die erste Bevölkerung des Alpengebirgs [i.e. Alpengebirges] insbesondere der schweizerischen Urkantone, des Berner Oberlandes und des Oberwallis

Autor: Burckhardt, Rudolf J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-6279>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

I.

Untersuchungen über die erste Bevölkerung des Alpengebirgs

insbesondere

der schweizerischen Urkantone, des Berner Oberlandes
und des Oberwallis

von

J. RUDOLF BURCKHARDT, J. U. DR.

Mitglied der schweiz. hist. Gesellschaft.

1. Einleitung.

Es ist in neuerer Zeit die Frage: inwiefern die deutsche Bevölkerung der Alpen und aller Süd-Donauländer überhaupt eine ursprüngliche oder eine erst später eingewanderte sei, wieder vielfach zur Sprache gekommen. Sie hat nicht nur in wissenschaftlicher Beziehung Wichtigkeit erlangt, um über die ältesten Zustände der einzelnen süddeutschen Landschaften Gewissheit zu erhalten, sondern sie hat sogar für viele Deutsche ein praktisches Interesse gewonnen, indem es ihnen daran lag, zu beweisen, dass hier immer deutscher Boden gewesen, der nur vorübergehend von andern Völkern überzogen worden, worauf also weder Romanen noch Slaven irgend welche gegründete Ansprüche zu machen hätten.

Wenn nun schon der letztere Zweck schwerlich jemals dadurch erreicht werden wird, indem die endlichen Schicksale der Länder und Völker durch ganz andere Mittel, als durch gelehrte Erörterungen entschieden zu werden pflegen, so hat

doch das Bestreben, sich hierüber Licht zu verschaffen, dazu beigetragen, selbst in weitem Kreisen diesem Gegenstande einige Aufmerksamkeit zu erwecken und zugleich auch den Sinn für vaterländische Geschichtsforschung wieder zu beleben.

Auch in der Schweiz hat die Erforschung der ältesten Landesgeschichte, besonders die Abstammung der einzelnen Völkerschaften, schon frühe allgemeine Theilnahme gefunden. Nur ging man hier von einem ganz andern Gesichtspunkte aus, als in Süddeutschland in neuerer Zeit geschehen will. Denn während man hier von jeher deutsch gewesen sein wollte, setzten die Urkantone der Schweiz ihre Ehre gerade darein, nicht eines Stammes mit der umliegenden deutschen Bevölkerung zu sein, sondern man schenkte im Gegentheil gerne der Erzählung Gehör, dass man von weitentlegenen freien Völkern abstamme, um daraus die Behauptung einer von jeher bestandenen Unabhängigkeit besser begründen zu können.

Diese Erörterung ist zur Zeit, als der Vater der helvetischen Geschichtsschreibung, Aegidius Tschudi, seine berühmte Schweizerchronik und seine werthvolle Gallia comata oder die Alterthümer der Gallier, Helvetier und Rhätier schrieb, von ihm und andern mit dem grössten Eifer geführt worden. Man hat hierauf lange Zeit auf sein und der andern Chroniken Ansehen hin auch wirklich den Streit als beendet angesehen und die über diesen Gegenstand aufgestellten Behauptungen fast als ausgemachte Thatsachen aufgenommen. Erst zu der Zeit, als man mit Ernst anfang, bei jeder Geschichtserzählung auch nach deren Quellen zu forschen, wurde auch diese Frage, sowie diejenige über den Ursprung der Schweizerfreiheiten selbst, aufs neue einer Erörterung unterworfen, die zur Zeit noch nicht geschlossen scheint. Möge Folgendes als ein anspruchloser Beitrag zu den vielen andern Versuchen zur Aufhellung dieses Gegenstandes aufgenommen werden!

Tschudi war, wie mehrere neue Deutsche, ebenfalls von der Ansicht ausgegangen, die meisten Urbewohner der Alpen, ja von ganz Gallien, für Deutsche zu halten. Er wollte es aus den angeblichen Ueberresten der deutschen Sprache in den

französischen und italienischen Dialekten herleiten, ja selbst von dem Dasein von Deutschen in Oberwallis, in Urseln, am Fusse des Monterosa und im Val Formazza, die er für die wahren Urbewohner des Landes ansah, welche die uralte deutsche Sprache immer rein beibehalten hätten, während ihre italienischen Nachbarn ebenfalls ursprünglich Deutsche, aber bloss im Lauf der Zeiten verwälscht seien. Die Bewohner der Urkantone und des Uechtlandes leitet er geradezu von den Cimbern und Teutonen her, die er für Schweden und Friesen erklärt und über deren Wanderungen und Führer er mehr als alle alten Schriftsteller zu erzählen weiss. Den 100 Jahre vor ihm lebenden Landschreiber Joh. Fründ von Schwyz, der in einer besondern Schrift über das Herkommen der Schwyzer (1440) von einer weit spätern Einwanderung jener Schweden und Friesen berichtet, weiset er nach seiner Weise sehr derb zurecht, hat aber dadurch der Geschichtskunde einen grossen Dienst geleistet, indem ohne ihn der Inhalt von Fründs längst verloren gegangener Schrift uns unbekannt geblieben wäre. Diese Erhaltung ist um so wichtiger, weil man daraus die gemeinsame Quelle erkennen kann, aus welcher die spätern Chroniken, die Landbücher und Lieder, welche von dieser schwedischen Einwanderung handeln, geschöpft haben.

Schon lange vor Tschudi und bis auf die neuere Zeit haben mit eben solchem, ja mit noch grösserem Eifer die italienischen Gelehrten von Padua, Verona und Vicenza in einer Reihe von Schriften die Ehre der Abstammung von den Cimbern und Teutonen für die vielen deutschen Gemeinden in Anspruch genommen, die sich in den Gebirgen aufhalten, die von Trient in Tirol bis gegen Verona und Vicenza hinziehen und deren Genossenschaften ebenfalls eine Art von freien Staaten unter dem Schutze von Venedig gebildet hatten. Früher (vom Jahr 1339 herum bis etwa 1500) hatten die Vicentiner selbst geglaubt, von diesen Cimbern abzustammen, und in Gedichten aus dieser Zeit findet man Vicenza immer mit »Cimbria« angeredet. Bei Wiederherstellung der Wissenschaften scheinen sie sich aber eines solchen »barbarischen« Ursprungs geschämt zu haben,

trugen nunmehr die Ehre der cimbrischen Abstammung auf ihre Nachbarn in den deutschen Gemeinden*) über, weil sie (wie Tschudi) annahmen, die Cimbern hätten ebenfalls deutsch gesprochen. Diese Meinung der Gelehrten, durch spätere Schriften immer noch mehr verbreitet, ist nun sehr bald durch weltliche und geistliche Beamte, durch die Schule, durch Ortschroniken, welche den cimbrischen Ursprung als ganz unzweifelhaft annahmen (die erste Spur ist von 1559), in die gesammte deutsche Bevölkerung jener Gegenden in dem Maasse eingedrungen, dass sie von nun an anfangen, sich selbst für Cimbern zu halten und bis auf den heutigen Tag mit Stolz von keiner andern Benennung als »Cimbern« hören wollen.

Einen solchen Einfluss vermag wahre oder falsche Gelehrsamkeit durch die Macht der Schrift selbst auf denjenigen Theil des Volkes zu gewinnen, der sonst nicht liest, und Volksansichten »hervorzurufen«, die dann von einer spätern Gelehrsamkeit, die den eigentlichen Ursprung nicht erkennt, als »ächte und erste Volkstradition« aufgefasst werden.

Der Umstand, dass sowohl die schweizerischen als die italienischen Geschichtschreiber jeder für sich die Cimbern in Anspruch nehmen, lässt sich sehr leicht daraus erklären, dass der Ort der Niederlage der Cimbern (um 100 v. Chr.), nach welcher die Einwanderung in das Gebirg begonnen habe, von einigen alten Schriftstellern bei Verona, von andern bei Vercelli, welches dem Gotthardt näher liegt, angegeben wird, durch welchen glücklichen Widerspruch also jeder Theil für seine Ansichten Befriedigung erhalten konnte. Zwar stimmen die alten Schriftsteller wieder darin überein, dass die Schlacht unweit dem Athisos (der Etsch), der aus den Trienter Gebirgen entspringe, vorgefallen sei. Aber Tschudi weiss sich auch hierin wieder zu helfen, er macht die an der Schweizergrenze entspringende Tosa (oder Athiso) zum Zeugen des Kampfplatzes.

*) Welche von den Italienern sonst immer mit dem Spitznamen Moccheni belegt werden, vom Wort „mochen“ (machen), das sie bei jeder Redensart im Munde führen.

Er aber sowohl als seine Nachfolger und Nebenbuhler vergessen uns nur immer zu sagen, woher sich erklären lasse, wie diese Nachkommen der Cimbern mitten unter einer römischen und spätern italienischen Bevölkerung so unbemerkt verbleiben konnten, ohne dass während 1400 Jahren ein einziger Schriftsteller ihrer erwähnt habe. Dieser ganz natürliche Zweifel hat jedoch einen unserer beliebtesten deutschen Volksschriftsteller nicht abgehalten, in seiner vielgelesenen oft wieder aufgelegten »Schweizerlandsgeschichte« getrost die Abstammung der Urkantone von den Cimbern, deren Ursprung er in Schweden und Dänemark sucht, wieder aufzunehmen, und obgleich diese Leute schon vor mehr als 2000 Jahren Scandinavien verlassen haben müssen, so glaubt er dennoch diese Abstammung hinreichend aus der Aehnlichkeit von schweizerischen Geschlechtsnamen mit skandinavischen erwiesen, obschon es vor 800 Jahren noch gar keine Geschlechtsnamen im neuern Europa gegeben hat.

Weit mehrere schweizerische und andere Schriftsteller sind aber nicht so weit zurück gegangen und haben die früheste Bevölkerung der Länder erst aus den Zeiten der Wanderungen der Gothen und Longobarden herzuleiten gesucht; noch andere aus einer Verpflanzung von Sachsen und Friesen durch Carl den Grossen in die Schweizergebirge; endlich ein Nordländer, Graf Axel Wirsén aus Smaland, erst aus der Zeit der Züge der Normannen im neunten Jahrhundert. Aus Anlass letzterer Schrift ist in dem achten Bande des Schweizerischen Geschichtsforschers (Bern, 1830) eine gründliche Abhandlung erschienen, welche sowohl dieselbe als die ganze Frage über die Abstammung einer genauern Untersuchung unterwirft und mit unserm grossen Geschichtschreiber, welcher dieser Angelegenheit einen eigenen Abschnitt widmete*), ungefähr zu dem gleichen Ergebnisse gelangt ist: »Es liesse sich ein gemeinsamer Stamm, »der von Schwyz ausgegangen, in Unterwalden, Hasli, Frutigen, Oberwallis nachweisen, derselbe könne zwar von Norden

*) Müller, Schweizergeschichte Bd. I. Cap. 15.

»her eingewandert sein, es mögen aber die dafür angebrachten
»Gründe keineswegs als ein vollkommen sicheres Ergebniss angesehen werden.«

Seit der Bekanntmachung gedachter Abhandlung, welche diesen besondern Gegenstand völlig zu erschöpfen scheint, ist unsers Wissens über denselben nichts mehr veröffentlicht worden. Hingegen sind über andere Theile der Alpen- und der Schweizergeschichte mehrere Werke erschienen, welche mit dieser Frage in genauem Zusammenhang stehen und eine Wiederaufnahme keineswegs überflüssig erscheinen lassen.

Der Streit über die Aechtheit der Geschichte von Wilhelm Tell hat durch Kopp, Hisely, Häusler, Heusler, Meyer von Knonau, Gingins-Lasarraz, R. Meyer u. A. Untersuchungen über den Anfang der Freiheit der Länder und deren früheren Zustände hervorgerufen, die nicht ohne Einfluss auf die Geschichte der ersten Bevölkerung bleiben konnten.

Die Geschichte des Wallis hat durch Gingins und Boccard, die Geschichte Appenzells und des alten Rhätiens durch Zellweger, die Auswanderungen aus dem Wallis durch Bergmann, Albert Schott und L. Steib wesentliche Bereicherungen erhalten, über die Deutschen südlich vom Tirol ist durch den grossen Sprachkenner Schmeller und Steib vieles Licht verbreitet worden. Endlich hat Bernhardt's Sprachkarte von Deutschland Forschungen über die Ab- und Zunahme der Deutschen in den Alpen angeregt, welche Alles darauf hindeutet, dass das Interesse für diesen Gegenstand noch keineswegs erloschen zu sein scheint.

Es glaubt daher der Verfasser nachstehender Ausarbeitung keiner ferneren Entschuldigung zu bedürfen, wenn er die im Geschichtsforscher berührte Frage noch einmal und zwar unter dem allgemeinen Gesichtspunkte der Einwanderung der Deutschen in das Hochgebirge und der ersten Bevölkerung der Alpen überhaupt zu besprechen übernommen hat. Das gleiche Interesse, welches seine Vorgänger diesem Gegenstande gewidmet haben, veranlasste ihn auf seinen wiederholten Wanderungen durch die meisten Theile des Hochgebirges, dessen früherer Geschichte nachzuforschen und sich mit den Quellen selbst

bekannt zu machen. Er bedauert nur, dass ihm noch Manches entgangen sein möchte, und spricht den eifrigen Wunsch aus, dass Jemand oder Mehrere, denen noch mehrere Hilfsquellen und Musse zu solchen Arbeiten zu Gebote stehen, uns einmal mit einer umfassenden Geschichte sämmtlicher Alpenvölker und ihrer anziehenden Eigenthümlichkeiten beschenken möchten, in weiterer Ausführung von Ebels Werk über die schweizerischen Gebirgsvölker, A. Schotts: über die Deutschen am Monterosa, Bergmanns: über die Walser im Vorarlberg, u. s. w.

Nachstehendes kann nur als magere Skizze oder als Bruchstück eines grössern Ganzen betrachtet werden, indem sich die Aufgabe der vorliegenden Abhandlung darauf beschränken musste, bei allgemeinen Umrissen eines so umfassenden Arbeitsfeldes stehen zu bleiben. Er hat sich auch bei diesen Erörterungen fast ausschliesslich auf dasjenige zu beziehen gesucht, was die Quellen-Schriftsteller über den frühern Zustand des Alpengebirgs uns gemeldet haben und diese soweit möglich mit Ausschluss weiterer gewagter Vermuthungen selbst reden lassen.

2. Von der ursprünglichen Bevölkerung des Alpengebirgs.

Wer zuerst das Alpengebirge bewohnt habe, darüber sind uns von den Schriftstellern des Alterthums keine sichern Nachrichten hinterlassen worden. Sie kannten lange nur einzelne Theile desselben. Erst 150 Jahre v. Chr. liest man von einem gemeinsamen Namen einer grossen Bergkette, die sich von einem Meere zum andern in einem Halbkreise erstreckte. Von den darin wohnenden Völkern hatten sie ebenfalls nur unvollkommene Kenntnisse, sahen einzelne Theile für das Ganze an, vermengten oft die Namen von Flüssen, Ortschaften und Volksstämmen auf eine Weise, dass eine Enträthselung von frühern Nachrichten oft gar nicht möglich wäre, wenn nicht spätere Schriftsteller, die sich an Ort und Stelle befanden, einiges Licht sich zu verschaffen gesucht hätten, wobei sie aber zuweilen ebenfalls Zustände der Gegenwart und der Vergangenheit

mit einander verwechselt haben. Es müssen daher ihre Nachrichten, die sich oft sehr widersprechen oder zu widersprechen scheinen, mit Behutsamkeit aufgenommen und im Zweifel immer denjenigen, welche die beschriebenen Gegenden selbst kannten, der Vorzug gegeben werden.

Als erste Völker, welche den Norden Italiens bewohnt haben sollen, werden die Sicaner, ein iberischer oder spanischer Stamm, und die Sicler oder Siculer, die mit den mittel-italischen Völkern verwandt waren, genannt. Ob sie aber bis zu den Alpen vorgedrungen seien, bleibt ungewiss. Hingegen werden als wirkliche Alpenvölker zuerst genannt die Umbern, die Euganeer und die Liguren. Die Umbern oder Ombrici waren nach Dionysius (zur Zeit Christi) das älteste und grösste Volk Italiens. Sie bewohnten fast das ganze nördliche Italien, sowohl die Westküste, welche sie den Sikelern entrissen, als die Ostküste bis zum Po und selbst einen Theil des nördlichen Landes bis nach Trient herauf. Sie wurden aber östlich von der See her von den Liburnern (die auf der Westküste des adriatischen Meeres wohnten) bedrängt, nördlich (um 1100—1000 v. Chr.) von den Etruskern, die ihnen das ganze Land im Po- und Arnothal (oder die jetzige Lombardei und Toskana) wegnahmen (Strabo, Plinius), später von den Galliern, die ihnen den Strich in den heutigen Legationen entrissen, so dass ihnen zuletzt nur das Gebirgsland übrig blieb, welches heut zu Tage noch die Landschaft Umbria heisst.

Oestlich und nördlich von den Umbern wohnten die Euganeer, nach Cato 34 Gemeinheiten umfassend, von dem Po weg bis in die höchsten Alpengebirge. Verona, Mantua, Patavium (*Padua*) waren ihre grössern Städte. Die Veneten nahmen ihnen aber die Ebenen weg, welche noch jetzt das Venetianische genannt werden, und drängten sie in die Gebirge, wo sie aber von den Etruskern unterworfen wurden. Ihr Name hat sich aber in der Euganeischen Hügelreihe bei Padua erhalten und nach etlicher Vermuthung in der Val Sugana, nordöstlich von Verona.

An die Euganeer und Umbern westlich stiess das uralte

Volk der Liguren, von den Galliern Ligyer oder Meerbewohner genannt. Sie selbst aber nannten sich von jeher Ambronon oder Ombronon (Plutarch in Mario). Ihre Hauptstämme waren die Stoner, die Libuer, die Salyer, die Taurisker oder Tauriner (beim jetzigen Turin), die Ingaunen, welche Namensähnlichkeiten mit den Euganeern und Umbern, wo ähnliche Namen gefunden werden, etliche Schriftsteller und vielleicht nicht mit Unrecht veranlassten, alle drei Völker für Stammesgenossen zu halten. Ueber ihren Ursprung ist schon viel geschrieben worden *). Einige haben sie zu Sicanern, zu Sikelern (Festus), Samniten, zu Galliern (Avienus) machen wollen, während sie vielleicht mit einzelnen derselben bloß stammverwandt oder vermischt waren. Strabo bemerkt ausdrücklich, sie seien keine Gallier. Aus der sehr ausführlichen Beschreibung der Kämpfe dieses Volkes mit den Römern, die Livius und andere Schriftsteller hinterlassen haben, kommt nirgend etwas von einem Dolmetscher vor (auch bei den Umbern nicht), während ausdrücklich und öfters bemerkt wird, dass die Römer die etruskische und gallische Sprache nicht verstanden hätten, so dass auf Stammesverwandtschaft zwischen ihnen und den lateinischen Völkerschaften geschlossen werden kann. Auch erkannten sie Mars als Kriegsgott, Italus als ihren Stammvater. Obgleich sie den Römern viel länger, als die meisten andern Völker widerstanden, nahmen sie äusserst schnell ihre Sprache an. Diese Umstände sind desswegen zu erwähnen, weil in den Alpengegenden aus den Ortsnamen vielleicht jetzt noch ihre Grenzen ermittelt werden könnten. Dieses alte Volk nahm ursprünglich die ganze Seeküste vom Arno (vielleicht selbst von der Tiber an) bis zu dem Ebro in Spanien ein und reichte in den Alpen vielleicht bis zum Genfersee und Gotthardt hinauf, worüber später bei den einzelnen Alpenvölkern das Nähere untersucht werden soll. Das ganze jetzige Piemont und das

*) Marchese Girol. Serra hat in seiner neuerlich erschienenen *historia della antica Liguria etc.* alles vor ihm herüber Verhandelte einer sorgfältigen Untersuchung unterworfen.

südliche Frankreich, selbst Corsica, war von ihm bewohnt. Man vernimmt bis etwa 600 v. Chr. von keinem gallischen Volke am mittelländischen Meere, nur von Liguren, denn die Gallier scheinen damals blos den Ocean im jetzigen Frankreich, Spanien (bis Gallicien) und Britannien (bis Caledonien) berührt zu haben*). Das Gebiet der Liguren reicht etwa so weit, als im Mittelalter die sogenannte provençalische Sprache oder *lingua romana*. Sie wurden von den Griechen zu Hesiods Zeit (1100 v. Chr.) für eines der grössten auswärtigen Völker gehalten. Ihre Kriege mit dem berühmten, nachher als Gott verehrten Heerführer Hercules werden in vielen griechischen Trauerspielen gefeiert. Allein von Anfang an war bei diesen ligurischen Völkern nirgends Zusammenhang. In eine Menge einzelner Stämme zertheilt, konnten sie nirgends ihren Nachbarn, die den schönen Boden mit ihnen theilen wollten und sich mit Gewalt unter ihnen niederliessen, auf die Länge widerstehen, wodurch sie gezwungen waren, sich mit ihnen zu vermischen und in ihnen unterzugehen. So entrissen ihnen die Iberer das Land zwischen Ebro und der Rhone (Scylax, Diodor, Plutarch in Aem. Paulo), so die Gallier und Phocäer in Massilia das Land von der Rhone bis zum Varus, die Etrusker die Gegend am Arno, vielleicht auch in den Alpen und Corsica. Die Gallier zogen unaufhörlich durch ihr Land am obern Po, so dass ihnen zuletzt nur der Strich oberhalb Genua in den Apenninen und Voralpen übrig blieb, das später eigentlich sogenannte Ligurien, bis dasselbe in eine römische Provinz verwandelt wurde. Da die Römer allen eroberten Länder ihre ursprüngliche Namen liessen, wenn schon das Volk, das vorher dort wohnte, ganz vertilgt oder in Römer umgewandelt war (Strabo), so blieb auch der Name Ligurien bis tief in das Mittelalter und wurde sogar auf die ganze Po-Ebene ausgedehnt (Procop. B. G. — Notitia Imp. Occ.).

Der nächste Völkernamen, welchen wir hierauf in den Alpen erwähnt finden, ist derjenige der Etrusker, ein im Alter-

*) Ottfr. Müller, die Etrusker; Niebuhr, röm. Geschichte.

thume sehr mächtiges Volk, das einst nach dem Zeugniß der alten Schriftsteller alles Land zwischen den höchsten Gebirgen bis zu dem Vesuvius inne hatte und auf beiden Meeren herrschte, von dem man aber nicht bestimmt weiss, wenn und von woher dasselbe in die Alpen gekommen sein möge. Ueber diese räthselhaften Etrusker ist in älterer und neuerer Zeit sehr Vieles geschrieben worden. Doch kann darüber hier nur so viel zur Sprache kommen, als es ihren Aufenthalt und Untergang in den Alpen betrifft, worüber Joh. v. Müller uns ein eigenes Werk versprochen hat *), welches zu schreiben er aber, wie an so vielem Andern, verhindert worden ist. In neuerer Zeit hat Herr Dr. Ludwig Steub in einer besondern Schrift **) sich viele Mühe gegeben, durch Vergleichung der uralten rhätischen Ortsnamen ***) mit den wenigen vorhandenen etruskischen Sprachüberresten diesen Zusammenhang herzustellen, er hat aber, wie unter Andern Bergmann in seinem Werk über die Walser darthut, nur zu viele rein römische Ortsnamen mit aufgenommen und überhaupt sehr Vieles als etruskisch zu erklären gesucht, was allen andern europäischen Sprachen gemein zu sein scheint. Indessen lässt sich der gesuchte Zusammenhang doch nicht wohl in Zweifel ziehen. Die gediegenste Untersuchung über das Volk der Etrusker hat ohne Zweifel Ottfried Müller in seiner Preisschrift über diesen Gegenstand geliefert, aber da er hauptsächlich die Etrusker im eigentlichen Toskana vor Augen haben musste, ihres Zusammenhangs mit den Rhätien nur im Vorbeigehen gedenken können.

Ueber den Ursprung der Etrusker haben sich gerade die zwei Schriftsteller des Alterthums, welche am gründlichsten über die frühere Geschichte der italischen Völker nachgeforscht

*) Schweizergeschichte. Bd. I. S. 42. Note 21. Leipziger Ausgabe.

**) Ueber die Urbewohner Rhätien in ihrem Zusammenhang mit den Etruskern. München, 1843.

***) Denn aus der jetzigen Sprache der Rhätien lässt sich, wie auch schon W. v. Humboldt bemerkte, nichts beweisen, da sie keine eigenthümlichen Worte hat, sondern unzweifelhaft eine Tochter der römischen ist.

haben, Cato der ältere und Dionysius, nicht ausgesprochen. Er war ihnen dunkel. Die Griechen nannten sie zuerst Tyrsener, dann immer Tyrrhener, und machen sie zu einem Stamm der tyrrhenischen Pelasger, welche in Thessalien, in Lydien, an allen Küsten des Meeres Seeräuberei trieben und sich hie und da auch niederliessen. Sie berichten: »Diese » Räuber, welche wie Störche (griechisch Pelargoi, daher ihr » Name) an allen Ufern erschienen, hätten zuerst unweit der » Tiber die Stadt Tarquinii gegründet, von wo aus sie zuerst » zwischen Tiber und Arno im jetzigen Toskana einen Bundes- » staat von 12 Gemeinheiten errichtet, dann jenseits der Apen- » ninen im Po-Thale einen andern Bundesstaat von eben so vielen » Staaten (Plutarch spricht von 18) und dann noch einen dritten » südlich der Tiber gründen wollen, seien aber daran gestört » worden und von da an habe der Verfall begonnen.« Dieser Meinung stimmen fast alle ältern Schriftsteller, selbst Livius, bei, sie ist aber, wie unten bemerkt werden soll, durch sie selbst widerlegt worden. Man hat sie im vorigen Jahrhundert auch zu Egyptern und Phönicern machen wollen, in neuerer Zeit zu einem Gemische von Umbern und Pelasgern (Mannert) oder Celten und Pelasgern, selbst mit Illyriern. Ihre Sprache ist aber eigenthümlich, von der celtischen eben so sehr als von der griechischen oder pelasgischen verschieden und hatte nach dem Zeugniß des Livius *), der in der Nähe wohnte, am meisten Aehnlichkeit mit derjenigen der meisten Alpenvölker, hauptsächlich der Rhätier, wozu noch kommt, dass sich die Etrusker in Toskana selbst, nach Angabe des Dionysius, den Namen Rasner oder Rasener beilegte, von einem alten Anführer ihres Volkes, und dass aus der nähern Beschreibung

*) Etrusci trans Padum omnia loca usque ad Alpes tenuere. Alpinis quoque ea gentibus haud dubie origo est, maxime Raelis, quos loca ipsa efferarunt, ne quid ex antiquo, praeter sonum linguae, nec eum incorruptum, retinerent (V. 33). Er glaubt, die Rhäter sprächen ein verdorbenes, verwildertes Etruskisch, während im Gegentheil angenommen werden kann, die ursprüngliche rhätische Sprache habe sich bei den Etruskern verfeinert.

ibrer Eroberungen in den alten Schriftstellern hervorgeht, sie seien von Norden, also von den Alpen her, bis zum Po und zur Tiber vorgedrungen, also nicht umgekehrt. Dieses ursprünglich wilde und wegen seiner Tapferkeit furchtbare Volk (Diodor, V. 40) mag aber seine Kultur, seinen Gottesdienst, seine ganze bürgerliche Verfassung erst seit seiner Bekanntwerdung mit den Tyrrhenern an der Tiber erhalten und auch die Kunst zu schreiben und ihre Geschichte aufzuzeichnen von ihnen erlernt haben (in den Jahren 1100—900 v. Chr.), wesshalb die ersten geschriebenen Nachrichten erst von hier anfangen und auch die Griechen erst von hier aus den Ursprung dieses Volkes annehmen zu sollen glaubten. Allein von Tarquinii und den Tyrrhenern aus scheint wirklich nicht das Volk selbst, sondern blos sein geordneter Zustand begonnen zu haben*). Es bestanden die etruskischen Bundesstaaten aus mehreren Bestandtheilen: erstens den ursprünglichen Rasenern oder Rhätiern, von denen ein Theil im Gebirge in wilder Unabhängigkeit wird zurückgeblieben sein, ein anderer aber sich die nördliche Hälfte von Italien unterworfen und die dortige Kultur angenommen hat; zweitens den (von diesen erobernden) Rasnern unterworfenen Völkern aus den Euganeern, Umbern, Liguren, Tyrrhenen, vielleicht selbst aus denjenigen des latinischen Stammes: Diese Völker wurden von den Eroberern nicht auf gleiche Weise behandelt. Etliche verfielen in eine Art Leibeigenschaft und nahmen die Sprache der Ueberwinder an, anderen, z. B. den Tyrrhenern, liess man anfangs mehr oder weniger Freiheiten, doch immer unter etruskischer Oberherrlichkeit. Die Regierung stund bei den erblichen Lucumonen oder Patriciern; das Volk scheint keinen Antheil daran gehabt zu haben. Die einzelnen Staaten waren von einander fast unabhängig, und traten blos zu Berathung gemeinsamer Angelegenheiten jährlich zusammen.

Aus diesen eigenthümlichen Verhältnissen lässt sich dann

*) Dieser Meinung sind fast alle neuern Schriftsteller, wie Joh. v. Müller, Niebuhr, Ottfr. Müller, Henne u. A., beigetreten.

leicht erklären, warum die ältern Schriftsteller über den Ursprung dieses Volkes, dessen Sprache sie nicht verstanden, nicht einig sind, und einzelne Bestandtheile für das Ganze genommen haben, oder den Staat für das Volk. *)

Die höchste Blüthe des etruskischen Staatensystems war um das Jahr 800 v. Chr., nachdem sie sich Campaniens, des schönsten Theiles von Italien, bemächtigt, Capua und andere Städte dort angelegt und bereits auch mehrere Orte im süd-italischen Gross-Griechenland an sich gebracht hatten. Aber nun begann Bekanntschaft mit allen Künsten und Wissenschaften, sowie auch mit allen Lastern Griechenlands, ungeheurer Luxus, Uebermuth, Uneinigkeit, Verfall, so dass die Eroberer, welche einst alle Völker mit Schrecken erfüllten, in unmännliche Weichlichkeit versanken (Diodor, Strabo u. A.) und selbst allmählig zur Beute fremder Eindringlinge wurden. Im Süden widerstanden ihnen die kriegerischen Samniten und später die Römer und entrissen ihnen einen Landstrich nach dem andern. Von Westen her erschienen die Gallier, welche, wie oben erwähnt, den Ligurern das südliche Frankreich (nach ihnen Gallia braccata, später Provincia narbonnensis genannt) entrissen hatten, und nunmehr mit oder ohne Willen der italischen Ligurer durch deren Land zogen und das schöne Gefilde der Etrusker an beiden Ufern des Po in Besitz nahmen. Um das Jahr 588 v. Chr. soll (zum erstenmal nach Herkules, Justinus 24, 4) ein gallisches Heer die Alpen und zwar durch die Taurinischen Pässe (den Mont Genève) überschritten haben. Viele andere Stämme folgten ihnen nach, die letzten überschritten den Penninus (grossen Bernhardsberg; Liv. V. 34; 392 v. Chr.) und entrissen allmählig den Etruskern und Umbern auch die

*) Diess ist ihnen bei der Schwierigkeit, sich damals sichere Nachrichten zu verschaffen, weit eher zu verzeihen, als wenn heut zu Tage bei allen literarischen Hülfsmitteln, die das neuere Europa darbietet, noch immer südeuropäische Schriftsteller auf auffallende Weise die Völker miteinander verwechseln, z. B. die Deutschen mit den Bewohnern der österreichischen Monarchie, oder letztere alle zu Deutschen machen, wenn schon der wenigste Theil derselben aus Deutschen besteht.

Küstenländer (die heutigen Legationen). Das Land ward nach ihnen Gallia *cisalpina*, später *togata* genannt. Den Etruskern blieb blos das Land am Arno, das eigentliche Etrurien oder *Tuscium* (*Toskana*), welches aber allmählig von den Römern (350—200) gänzlich bezwungen wurde, worauf dieselben auch Ligurien und beide Gallien ebenfalls sich unterworfen haben. Diess geschah auf eine solche Weise, dass um Christi Geburt alle diese Länder bereits so gänzlich römisch geworden waren, dass ausser den Namen jede Spur von Nationalität sich völlig verwischt fand (Strabo u. a.).

Die erobernden Gallier scheinen nicht in das Gebirge eingedrungen zu sein, sondern sich mit den fruchtbaren Ebenen begnügt zu haben. Man findet keine gallischen Ortsnamen in demjenigen Theile des Hochgebirgs, der oberhalb ihren Besitzungen lag. Sie liessen daher die Bewohner desselben unangefochten. Mit den überwundenen verfahren sie nicht auf gleiche Weise, sondern je nach der Verschiedenheit der gallischen Stämme wollte ein Theil, wie in ihrem Vaterlande, gar nicht in Städten wohnen, und zog vor, zerstreut in den Ebenen der Viehzucht obzuliegen. Sie liessen daher die überwundenen Etrusker, Umbrer, Euganeer in ihren Städten fort wohnen, wie in Verona, Mantua, Trient u. a. m. (Plinius III. 23). Andere Stämme, die kultivirter waren, bauten sich selbst Städte, wie Mailand, Cremona u. s. w., oder wohnten vermischt in den schon angelegten mit den Besiegten. Die von den Etruskern in strenger Unterwürfigkeit gehaltenen Unterthanen scheinen bei dem Wechsel ihrer Oberherren wenig verloren zu haben; ein Theil des tuscischen Adels soll nach Campanien gezogen sein.

Kein Schriftsteller, der zunächst nach der Eroberung lebte, Polyb (II. 17), Strabo (IV. VIII) und Dionysius (I. 29), die immer gute alte Quellen benützten, Livius (V. 34), Diodorus (V. 40), Plutarch (in Camillo), die von der gallischen Eroberung der etruskischen Lande am Po berichten, erzählen im Mindesten etwas von einer Auswanderung der Etrusker nach dem rhätischen Gebirge. Erst die viel spätern, Justinus

(140 n. Chr.), der einen Auszug aus einer ältern Chronik lieferte (XX. 5), und Plinius, der aus vielen ältern Schriften Auszüge zusammenstellte, erwähnen, wahrscheinlich aus Verwechslung mit dem uralten Stammführer Rasennas, dass nach der gallischen Eroberung die Etrusker unter Anführung eines Rhaetus die Alpen besetzt und nach dessen Namen die stammverwandte Völkerschaft der Rhäter gegründet hätten. Es ist eine in der Geschichte aller später kultivirten Völker wiederkehrende Erscheinung, dass sie ihre Völkernamen *) zu personificiren suchen und sich in dieser eingebildeten Person einen berühmten Heerführer, König, Gott vorstellen; so die Italer nach einem Italus, die Celten oder Galater nach einem Galatus (Diod. V. 24), die Deutschen nach einem Teut und Mannus (Tacit. G. 2), die Taurisker nach einem Tauriscus, die Ligyer nach einem Ligys (Lycophron apud Eustath.), denen noch sehr viele Beispiele aus spätern Zeiten beigelegt werden können, wovon aber das Fabelhafte längst eingesehen worden ist. Wie aber auch jetzt noch Schweizerlands- und bündnerische Geschichtschreiber jenem alten Schlendrian folgen und ihr Gebirg von diesem Rhaetus bevölkern lassen mögen, ist unbegreiflich zu nennen. Doch abgesehen davon, ob man das Dasein eines Rasennas oder Rhaetus erst damals, oder schon früher zur Zeit der Blüthe des Volkes, annehmen will, es stehen der Erzählung von einer Bevölkerung Rhätiens durch flüchtige Etrusker, ausser dem Schweigen der bessern Schriftsteller, noch andere Gründe entgegen, welche dieselbe ganz unwahrscheinlich oder unthunlich machen.

Von einer Auswanderung in Masse könnte schon desswegen keine Rede sein, weil das unbewohnte, unfruchtbare Gebirge die gewiss zahlreiche Bevölkerung der Ebene nicht würde haben ernähren können. Man kann daher höchstens nur an eine Auswanderung einzelner freiheitsliebender Männer denken, welche die

*) Die meistens nur etwas Allgemeines besagen, als: Männer, Leute, Völker, oder: die Freien, die Ruhmreichen, die Tapfern, oder ihre Lage: Seebewohner, Bergbewohner, Hirten u. s. w.

Eroberung nicht überleben wollten, und, statt mit dem weichlichten Adel in das üppige Capua zu gehen, lieber die Mühseligkeiten der Urbarmachung eines rauen Landes auf sich genommen hätten. Allein diess setzt keine Besetzung eines ganzen Landes voraus und keine neue Bevölkerung, sondern höchstens einen Zuwachs zu der schon bestehenden Volksmenge. Dieser Zuwachs, wenn er je stattfand, war gewiss nicht von Bedeutung, denn der Umstand, dass eben der herrschende Adel nach Süden zog, die Ueberwundenen durch die Gallier geschont und in vielen Städten und Landstrichen ferner belassen wurden *), dass das gemeine Volk durch diese Gallier in keine härtere Lage kam, also keinen Grund zum Wegziehen hatte, lässt auf keine zahlreiche Auswanderung schliessen. Wäre sie von Bedeutung gewesen, so müssten jene Etrusker innerhalb des Umfanges des alten Gebirgs-Rhätians doch auch irgend eine Spur von etruskischen Denkmälern zurückgelassen haben, während man keine aus dieser, sondern erst aus der Römerzeit dort findet. Etruskische Denkmäler fangen erst bei Verona und der Umgebung an, wo die Tusker immer geblieben waren und an ihre Stammgenossen im Gebirge angrenzten. Man kann also höchstens annehmen, »die Gallier drängten diejenigen Etrusker, welche sich ihnen nicht unterwerfen wollten, in die Gebirge, wo sie sich an ihre alten Stammgenossen anschlossen,« wie die Etrusker und Gallier es auch mit den Umbern gethan haben; im untern Theile des Gebirgs scheinen sogar Gallier und Etrusker und die alten Euganeer vermischt unter einander gelebt zu haben.

Wie weit nun die Gebirgs-Etrusker oder Rhätier vor und nach dieser Zeit ihr Gebirge inne gehabt haben, ist desswegen schwer zu bestimmen, weil seit jener merkwürdigen Begebenheit kein noch vorhandener Schriftsteller es der Mühe werth erachtet hat, etwas über diese Alpenvölker zu berichten, die selbst der gründliche Polybius nur mit dem Worte »und andere

*) Wie selbst Plinius III. 23 und XVIII. 18 berichtet, der die Gegend um Verona das rhätische Gallien nennt.

Barbaren« abfertigt, und ihr Name erst dann wieder berühmt geworden ist, als die traurige Nothwendigkeit, die Reihe der römischen Triumphe zu vermehren, auch an sie gekommen war. Erst von da an beginnen wieder einige Nachrichten.

Doch ehe es möglich sein wird, die Grenzen der Rhätier zu bestimmen, müssen zuvor die andern Alpenvölker, wie solche nach und nach in der Geschichte zum Vorschein kommen, erwähnt werden.

Die Gallier hatten nicht nur die ganze Ebene am Po bis Verona, wo sie an die Veneten stiessen, und bis an den Rubikon, der immer als Grenze des eigentlichen Italiens betrachtet wurde, in Besitz genommen, sondern auch westlich, nördlich und östlich vom Hochgebirge vernehmen wir von celtischen Völkerschaften, die an und in demselben sich niedergelassen hatten. Westlich sassen zwischen Genfersee, Rhone und Isère die (nach Livius 21, 31) sehr mächtigen und kriegerischen Allobrogen. An sie stiessen, zwischen Rhone, Saone, Rhein und Jura eingegrenzt, die Sequaner, früher Nachbarn der Rhätier, mit denen sie (nach Strabo) oft Kriege geführt haben. Es scheint also, dass die Rhätier damals die ganze Schweiz inne gehabt haben mögen. Denn ursprünglich wohnten die Helvetier, wie Tacitus berichtet*), nicht in der jetzigen Schweiz, sondern dieses gallische Volk bewohnte den Strich zwischen dem Main, Rheine und Schwarzwald. Es kann schwerlich durch ein anderes Volk aus diesen Sitzen vertrieben worden sein, als durch die Germanen, von denen ein Schwarm, aus verschiedenen Völkern bestehend, seine alten Grenzen nördlich der Donau verlassend, diese Gegend den Helvetiern entrissen haben muss, von wo aus diese Germanen sodann vierzehn Jahre lang (72—58 v. Chr.) auch einen Theil des Sequanerlandes besetzt hielten und den Sequanern ihre Kriege führen halfen, bis die Römer sie wieder über den Rhein zurückzutreiben oder zu unterjochen im Stande

*) Inter Hercyniam sylvam Rhenum Moenumque amnes Helvetii tenere, ulteriora Boii, Gallica utraque gens. Tacit. G. c. 28.

waren. Die Helvetier nahmen nun (die Zeit ist völlig unbekannt) das Land zwischen Rhein, Jura und den Alpen in Besitz, aber, wie Strabo berichtet, nur die Ebenen und das Hügelland, denn die Hochgebirge (wovon aber gewiss ein grosser Theil unbewohnt blieb) scheinen sie den Rhätiern gelassen und sich blos zwischen ihnen und den Sequanern festgesetzt zu haben. Aus der grossen Menge Leibeigener, welche die Helvetier in ihrem neuen Lande hatten (Caes. B. G. I. 3) möchte ein neuerer Schriftsteller*) die Folgerung ziehen, dass sie die ältere (rhätische) Bevölkerung gewaltsam unterjocht hätten. Der cimbrische Krieg (Caes.) und ihr Gold (Posidonius b. Strabo) konnten ihnen aber ebenfalls viele Sklaven verschaffen, ebenso die unaufhörlichen Kriege, die sie mit den Germanen führten, in deren Land sie oft Einfälle machten**), welches auf eine langdauernde Feindschaft und Nachbarschaft schliessen lässt.

Als die Helvetier noch jenseits des Rheins wohnten, grenzten an sie im Schwarzwalde das zahlreiche, mächtige und sehr tapfere gallische Volk der Boier (Tacit., Strabo, Caes. I. 5, 29). Sie bewohnten die oberste Rheingegend am Bodensee und das ganze Donauthal von der Quelle bis zum jetzigen Ungarn, selbst einen Theil von Böhmen (Strabo VII.), das wie Baiern jetzt noch den Namen von ihnen führt, obschon — wie Tacitus (G. 42) schon vor 1750 Jahren bemerkte, sie längst das Land Böhmen verlassen und andere Völker solches inne gehabt haben. Auch sie mussten, wie die Helvetier, den Germanen weichen, die obere Donau- und Rheingegend aufgeben und sich in das Land Noricum (Oesterreich) herabziehen (Caes. I. 5). Hier kamen sie mit ihren alten Nachbarn, den Helvetiern, wieder in Berührung, von denen ein Theil, die Tiguriner, sich mit den Cimbern verbunden hatte, um durch Noricum in Italien einzufallen und dort als Nachhut zurückgeblieben war (Müller,

*) *Brömmel* über die älteste Geschichte der Helvetier.

**) *Helvetii fere quotidianis proeliis cum Germanis contendunt, quum aut suis finibus eos prohibent aut ipsis in eorum finibus bella gerunt.*

B. Cimbr.). Als nun 40 Jahre später den Helvetiern der Gedanke kam, aus ihrem Lande, wo es ihnen zu enge war, nach Gallien auszuwandern, schloss sich der geringe Ueberrest der Boier (denn ihre Hauptmasse war von den Dakern ganz aufgerieben und ihr Land zur Wüste geworden, Strabo VII) an die Tiguriner wieder an und blieb hierauf in Gallien (Caes. I. 29). Die Helvetier aber mussten in ihr Land zurück.

Südlich von den Boien, die immer nur die Ebenen inne gehabt (Strabo), wohnten in Noricum im Gebirge die Taurisker, nach Strabo ein gallisches Volk, das durch den Ocraberg, dem niedersten Theile der Alpen (Birnbäumwald) von den Rhätiern, Carnern und Japoden geschieden war. Taurisker bedeutete in mehreren Sprachen nichts anders als Bergvölker, und noch jetzt werden in jener Gegend fast alle höhern Berg Rücken Tauern genannt (z. B. der Pinzgauer Tauern u. s. w.). Ihr Name ging unter im allgemeinen Namen der Gegend, Noricum*). Endlich wohnten östlich von diesen Taurisken bis gegen das jetzige Belgrad hin (Justin 32, 3) das grosse gallische Volk der Scordisker, welches später durch Illyrische Völkerschaften unterworfen wurde und in ihnen unterging.

Ob nun alle diese gallischen Völkerschaften im Norden und Osten der Alpen erst zu jener Zeit dahin auswanderten, als andere Stämme und namentlich auch ein Theil der Boien sich Nord-Italiens bemächtigten (588—392 v. Chr.) oder ob sie schon früher dort gewohnt, darüber sind die neuern Schriftsteller verschiedener Meinung. Livius (V. 34), Caesar (VI. 24) u. A. halten diese Völker für Colonien, die von Gallien dahin ausgewandert seien, Andere schweigen über den Ursprung. Timagenes, der zur Zeit Augusts lebte und von den gallischen Druiden die frühere Geschichte des Landes zu erfahren suchte, sagt im Gegentheil (bei Amian XV. 9), dass wenigstens ein Theil der Gallier ostwärts vom Rhein her eingewandert sei, und wirklich lässt der Umstand, dass von jeher längs der Donau und dem Oberrhein eine lange Kette gallischer Völker

*) Plinius III, quondam Taurisci nunc Norici appellati.

sich bis nach dem Ocean hin erstreckte, mit Grund vermuthen, dass dieses Volk von Asien her, immer den Ebenen und den Flüssen folgend, auf dem Wege nördlich der Alpen nach Gallien möge eingewandert, dass aber auf dem gleichen Wege längs der Donau mehrere der genannten Völker möchten zurückgeblieben sein. Immerhin können aber einzelne zu Raubzügen geneigte Schwärme später aus Gallien wieder den Weg ostwärts eingeschlagen haben, wie diejenigen, welche nach Italien und diejenigen, welche nach Griechenland und selbst nach Kleinasien gezogen sind.

Südlich von den Taurischen findet man noch die Völkerschaften der Japoden und Carner oberhalb Aquileja, die von Einigen ebenfalls für gallischen, von Andern für illyrischen Ursprungs gehalten, von noch Andern für ein Gemisch von beiden erklärt werden. Sie stiessen an die Veneten, die schon längst die Euganeer aus Venetien vertrieben hatten und die schon Herodot als Illyrier bezeichnet und Polybius als ein von den Galliern ganz verschiedenes Volk erklärt. Strabo hält auch die benachbarten tirolischen Bergvölker, die Breonen (am Brenner) und die Genaunen (Val di Non) für Illyrier, welches Volk sich allmählig in die untersten Alpenthäler an den Bergströmen einzunisten suchte und immer weiter in die Alpen eingedrungen ist (Florus IV. 12). Unter diesem Namen Illyrier, die von den Päoniern (Pannoniern, frühern Bewohnern von Ungarn und vielleicht Pelasgischen Stammes), Rhättern, Tauriskern (oder Berg-Galliern) verschieden waren (Appian in Maced. I. IX.), wollen Einige bloß eine ganz allgemeine Bezeichnung erkennen für die sehr verschiedenen Völkerschaften, welche die weitläufige Landschaft Illyricum bewohnten, deren Grenze von Griechenland bis an die Alpen gereicht habe. Andere hingegen (Mannert) wollen die Illyrier unbedingt für Slaven oder Wenden halten, weil die Veneten ebenfalls Illyrier waren und man bestimmt Wenden in Veneten zu erblicken glaubt. Doch machen noch Andere darauf aufmerksam, dass in Illyrien meistens epirotische (oder wie man sie jetzt nennt: albanesische, arnautische) Völker wohnten, die von den Wenden ganz verschieden seien

und dass die Wenden erst nach der Völkerwanderung, nach den germanischen Völkern, in diese Gegenden gekommen wären. Die Wortähnlichkeit kann wirklich hier nicht allein entscheiden. Es hiesse die Slavo-Manie zu weit getrieben, wenn man alle ältern Völker- und Städtenamen, die mit »Wend« beginnen, alsogleich für slavischen Ursprungs erklären wollte. Sind denn die Veneten im äussersten Gallien (der jetzigen Vendée), ist die helvetische Stadt Vindonissa, ist der Bodensee, der lacus Venetus (Pomp. Mela) hiess, der Thunersee, der ehemals auch Wendelsee genannt wurde, sind die rhätischen Völkerschaften der Vennonos, Venostes (Vinstgauer), Vennonetes und endlich das Volk der Vindelicier, von dem ein Theil Vennonos hiess (Strabo), ebenfalls für wendische Colonien zu halten?

Jedoch ohne uns näher dabei zu verweilen, von welchem der vielen illyrischen Stämme die Völker der Breonen und Genaunen gewesen sein mögen*), müssen wir nunmehr zu den so eben genannten Vindeliciern übergehen, die als die engsten Bundesgenossen der Rhätier genannt werden, aber immer von ihnen unterschieden worden sind. Sie werden zuerst um das Jahr 15 v. Chr. genannt, in welchem sie mit den Rhätiern überwunden wurden. Tiberius, der nachherige Kaiser, soll sie beinahe ausgerottet haben (Strabo, Dio Cassius 54, 22). Sie grenzten damals an den Bodensee, wo Bregenz eine ihrer Städte war, an die Rhätier, an die Helvetier, selbst an Noricum, und hatten also Theile von Oberschwaben und Oberbaiern in Besitz. Ihre Hauptstadt war Damasia, das nachherige Augusta Vindelicorum (Augsburg, von Tacitus eine herrliche, Colonie, splendidissima, genannt). Da fast alle ihre Ortschaften gallische Namen trugen, so halten sie Etliche für Gallier, während Andere sie für Illyrier, für Veneten oder für Rhätier erklären, aus dem Stamme der Venonen, welche den boischen Galliern diese Städte entrissen hätten. Deutsche waren sie

*) Der Dichter Horatius (Od. IV. 14) scheint sie für Rhätier zu halten; doch ist bei ihm keine nähere Kenntniss der Alpen-Ethnographie voranzusetzen.

wohl schwerlich; kein älterer Schriftsteller erwähnt etwas davon; Tacitus spricht ausführlich von dem Verkehr zwischen Augusta und den deutschen Hermunduren, aber deutet gerade darauf hin, dass südlich von der Donau damals keine Deutschen gewohnt hätten. Aber Spuren sind vorhanden, dass bei der römischen Unterjochung Einzelne, namentlich von dem Stamm der Cennen, zu den benachbarten germanischen Völkern geflohen seien und sich mit ihnen vermengt haben, wie denn auch die ganze Bevölkerung zwischen Rhein, Bodensee und Donau aus einer solchen Vermengung von Germanen und Galliern bestanden ist.

Noch bleiben ausser den Rhätiern die südlichen Alpenvölker übrig. Im Wallis werden von Polybius (III. 47) blos die Ardyi genannt, deren Wohnsitze schwerlich auszumitteln sind, weil sie sonst von Niemanden erwähnt werden. Man sucht sie bei Ardon unter Sitten, wo ungefähr die Grenze der Veragriner anfängt. Vielleicht ist dieser für einen Griechen schwer auszusprechende Name darunter gemeint. Diese Veragri, die ihren Gott Penn auf dem Summus Penninus (dem grossen Bernhard) verehrten (Liv. 21, 38) und Octodurum (Martinach) zu ihrem Hauptort hatten, grenzten (nach Caesar B. G. III. 1—5) östlich an die Seduner (um Sitten), westlich an die Nantuaten oder Antuaten, die am Genfersee bis an die Allobrogen reichten. Er oder sein Feldherr Galba nennt sie Gallier und gallisch sind auch ihre Ortsnamen und die Gallier zogen schon frühe (392 v. Chr.) durch diese Gegenden. Weil aber auch Nantuaten an den Rheinquellen vorkommen, wollen sie von Andern (Mannert) für Rhätier und Liguren, die vielleicht mit Galliern sich vermischten, gehalten werden. Oestlich von den Sedunern werden von Plinius (III. 24) an den Rheinquellen die Viberer erwähnt. In der im Jahr 14 v. Chr. nach der Besiegung der Alpenvölker errichteten Inschrift werden sie ebenfalls nach den Sedunern, aber Juberi genannt. Sie waren ein Theil der Lepontier, die um das ganze Gotthardsgebirge gewohnt haben. Denn Caesar (IV. 9) lässt bei ihnen den Rhein entspringen, Livinen, wo der Tessin anfängt, nennt sich jetzt noch nach ihnen, ihr

Hauptort Oscela in Lepontiis (Domo d'Ossola; Ptolemaeus) lag an der obern Tosa — die Viberi an der Quelle der Rhone — und die Furka, woran die Reuss entquillt, hiess im Mittelalter immer Mons Jovett, Jubett, von ihrem Namen Juberi (Simmler, Vallesia et Alpes). An diese Juberi stiessen, wahrscheinlich durch den Monterosa davon getrennt, die Salassen (schon 170 v. Chr. von Cato erwähnt), ein Volk, welches das ganze jetzige Herzogthum Aosta und die beiden Pässe des grossen und kleinen Bernhard (Summus Penninus und Alpes Graiae) inne hatte, um deren Besitz die Römer lange lüstern waren, aber als sich das Volk nicht gutwillig unterwerfen wollte, dasselbe von Grund ausrotteten (20 v. Chr., Strabo, Liv. Ep.) und das Land mit römischen Colonisten neu bevölkert haben. Cato in seinem Buch über den Ursprung der italischen Städte hält die Salassen und Lepontier für Taurisker. Da es aber bei den Geschichtschreibern zweierlei Taurisker gab, nämlich die celtischen Taurisker im Noricum und die ligurischen Taurisker (Polyb., Appian) oder Tauriner um Turin, an welche letztere die Salasser grenzten*), so möchten Viele diese Stelle dahin verstehen, dass beide Völker ursprünglich Liguren waren, dass aber die Salassen wegen der öftern Durchzüge der Gallier mit Galliern, und die Lepontier sich viel mit ihren Nachbarn, den Rhätiern, vermischt haben, wie sie denn auch der sonst umsichtige Strabo geradezu für Rhätier erklärt hat.

Die gleiche Mischung mag auch bei denjenigen kleinern Völkern stattgefunden haben, die jenseits des kleinen Bernhards im jetzigen obern Savoyen oberhalb den Allobrogen wohnten, den Centrones, Caturiges u. s. w., welche, da sie (bis ins 4. Jahrhundert n. Chr.) immer zu Italien, nie zu Gallien gerechnet wurden, man ebenfalls ursprünglich für Ligures halten möchte. Noch erwähnt ein späterer Schriftsteller (nach 400), Rufus Festus Avienus, in seiner poetischen Beschreibung des

*) Und überdiess an die Sallyer, die Livius V. 3 Epit. 60 zwar für Gallier hält, aber Plinius für Liguren, jedoch wahrscheinlich stark mit Galliern vermischte Liguren, die auch bei Marseille vorkommen.

Mittelmeeres und der Rhoneufer mehrerer Völkernamen im Wallis, die aber so sehr mit allen andern Schriftstellern und Inschriften, die wir aus diesem Lande haben, im Widerspruch stehen und vielleicht auch durch die Abschreiber so entstellt sind, dass sie keine Würdigung finden können. Wahrscheinlich hat er (wie der ungenannte auctor de fluminibus, Vib. Seq.; u. a. spätere Compileren) die Ortsnamen an der Rhone, Saone, Isère u. a. Nebenflüssen miteinander verwechselt. Denn was soll man von der Genauigkeit eines Schriftstellers halten, der die Veragrer, die unbezweifelt an der obern Rhone wohnen, 100 Stunden weiter an die unterste versetzt, und hinwieder Châlons an der Saone (Cabillonum) in das Oberwallis (Cabilcones)? Lemincum am Arar wird zu Temenicum, woraus man Turtman herauszubringen sucht u. s. w.

Dann meldet der ältere Cato (bei Plinius III. 21) noch von einem Volke, das er Orobier, zu deutsch Bergbewohner, nennt, welches Barra (später Bergamo) und Como erbaut habe und wovon er gestehe, dass er dessen Ursprung nicht kenne. Viele sehen in demselben nichts anders, als die Rhätier oder Etrusker, welche die meisten Städte in diesen Gegenden erbaut haben, die ihnen dann von den Galliern entrissen worden sind. Denn Strabo kennt oberhalb Como nur Rhätier und Vennonen. Andere wollen die gleichen Taurisker (Bergbewohner), wie am Gotthardt, hier suchen.

Erst jetzt, nachdem nunmehr die Untersuchungen über sämtliche von den Alten irgend einer Erwähnung werth gehaltenen Alpenvölkerschaften beendet anzusehen sind, ist es möglich, über die muthmasslichen Grenzen des berühmtesten unter denselben, der Rhätier, etwas zu berichten. Es sind jedoch dieselben auch jetzt noch schwer auszumitteln. Denn die Römer erwähnen zwar wohl derselben als des Hauptvolkes der Alpen, das ihnen nächst der Liguren am meisten zu schaffen gemacht habe, aber sie lassen es so ungewiss, welche von den vielen Alpenvölkern, die sie unter diesem Gesamtnamen begreifen, wirkliche Rhätier seien, und nicht zu einem andern Stamme, der Vindelicier, den Euganeer, der

Taurisker, Liguren, Gallier oder der Illyrier gehören, dass man kaum etwa 3—4 Völker finden mag, die von allen Schriftstellern einstimmig als unbestrittene Rhätier angenommen wurden. Es sind dieses die Aetuatier (Tavetsch), Rucantier oder Rugusci, die Camonen (in Val Camonica), die Saruneten (um Sargans) und etliche unbekannte *). Alle andern aber werden, die einen diesem, die andern einem andern der genannten Nachbarvölker zugetheilt, welcher Widerspruch sich nur daraus erklären lässt, dass überall Vermischungen mit denselben werden stattgefunden haben. Schon Tacitus, der vor 1750 Jahren schrieb und sich alle Mühe gab, den wahren Ursprung der einzelnen Völker auszumitteln und sie richtig zu classificiren, klagt über die Schwierigkeit, die ewigen Veränderungen (*occupationes et permutationes*) der Sitze der Völker, die vermischt (*promiscue*) untereinander wohnen, gehörig zu bestimmen (G. 2). Später nach ihm, wo so viele Meinungen zu Tage gefördert worden, scheint ein sicheres Ergebniss nun vollends unmöglich zu sein, wenigstens für denjenigen, der alles nur nach den Quellen erforschen will und nicht alle Muthmassungen für Wahrheiten hinnehmen kann. Man muss sich begnügen, nach genauerer Sichtung der Quellen und Darlegung des auf diese Weise Gewonnenen dem wahren Sachverhalt am nächsten zu kommen — das einzige, was vernünftiger Weise von einer solchen Untersuchung erwartet werden darf. Nach diesen wird man als Grenzen desjenigen Volkes, welches vor der Unterwerfung der Alpenvölker unter die Römer von ihnen Rhätier genannt worden ist, ungefähr folgendes bestimmen können: Im Westen ursprünglich die Sequaner oder der Jura, später aber der Rand des Hochgebirgs bis an die Ebenen — ein Stück des Bodensee's — im Norden vielleicht ursprünglich die Donau, aber später ebenfalls nur der Rand des Hochgebirges, im Osten der

*) Und wirklich hält man auch jetzt noch die am obersten Vorderrhein (*sub selva*) und in Lugnez wohnenden Romanen für die ächtesten Rhätier. Sie hatten bis noch vor 300 Jahren am meisten ihre merkwürdigen Eigenheiten beibehalten, wie aus Tschudi hervorgeht.

Inn, wo er von Süden nach Norden fliesst, und der Ocraberg, im Süden die italischen Seen, und, rechnet man die Lepontier auch zu den Rhätiern, die später auch noch zu ihnen gehört zu haben scheinen, der wilde oder Gletscher-Berg (Mons sylvius), später Monterosa genannt.

Als Hauptergebniss der Untersuchung über die erste Bevölkerung der Alpen kann man annehmen, dass dieselben anfangs im Westen bis zum Gotthardt von den Liguren, in der Mitte bis zum Odra von den Umbern und Euganeern, später von den Rhätiern *), die auch westlich und südlich vordrangen, im Osten des Odra von celtischen Völkerschaften (den Tauriskern) bevölkert worden seien. Helvetier u. a. Gallier besetzten hierauf den westlichen und südlichen Rand und vermischten sich mit den Eingebornen, Vindelicier (ob Gallier oder Rhätier bleibt unentschieden) den Nordrand, Veneten und andere Illyrier den Ostrand. Ein grosser Theil des Alpenlandes scheint aber noch unbewohnt geblieben zu sein. Denn man vernimmt vor der Römerzeit in der ganzen Geschichte (ausser den Strassen längs dem mittelländischen und adriatischen Meere) nur von vier Uebergängen, die von Heeren je gebraucht worden seien. Bei einer grösseren Bevölkerung würde man wohl mehrere gebahnte Wege erwähnt finden, und die Römer, um diese Völker anzugreifen, dieselben gewiss benützt haben.

Der erste bekannte Weg, den auch die Gallier 588 v. Chr. schon einschlugen, führte über die taurinischen Pässe über Ocelum (später Alpes cottiae und Mons Janus genannt, jetzt Mont Genève), während des ganzen Alterthums (bis zur Longobardenzeit) immer der gebräuchlichste Alpenübergang. Die später und nordwärts kommenden Gallier gingen (nach Livius) über den Summus Penninus, später Mons Jovis (Montjoux, seit 1132 grosser Bernhard genannt), der schon vor der Römer Zeit von Kaufleuten häufig gebraucht ward (Caes. B. G. III. 1).

*) Die ursprünglich wohl in der Donauebene sassen, aber von den nach Westen dringenden Galliern in die Hochgebirge gedrängt wurden und auf die Umbern fielen.

Diese Pässe waren alle vor Hannibal oft von Heeren überstiegen worden (Polyb. III. 48). Er selbst aber soll einen bis jetzt nicht gebrauchten (denn sonst würde sein Zug nichts Ausserordentliches gehabt haben) und auch später von den Alten nicht viel gebrauchten Weg gegangen sein (also über keinen der bis jetzt genannten), von dessen Höhe, worauf ein Hügel, man auf die italische Ebene habe herabsehen können, welche Beschreibung allein auf den Mont Cenis und auf keinen der andern Pässe anwendbar ist.

Dann hört man von noch einem andern Weg durch die Salassen, den Alpes Graiae, auch später von den Römern oft gebraucht, und endlich von demjenigen, welchen die Cimbern auf ihrem Wege nach Italien einschlugen, als sie über die tridentiner Alpen zogen, und der kein anderer als der Brenner sein wird. Zwischen demselben und dem Penninus war also kein gebräuchlicher Heerweg und auch die beschriebenen nur mit den grössten Schwierigkeiten verbunden (man lese nur die Beschreibung des Uebergangs der Cimbern). Erst die Römer, wie ausdrücklich bemerkt wird, haben mehrere Wege durch das Land der Rhätier angelegt.

In diesem Zustande befanden sich die Alpen, als die Römer, welche südlich und westlich derselben alle Länder bezwungen, und auch schon ganz Gallien und Helvetien inne hatten, darauf Bedacht nahmen, zum Behuf der Ausdehnung ihres Reiches gegen die Donau hin, und zum Schutz der unterworfenen Völker gegen die räuberischen Einfälle der Alpenbewohner sich des ganzen Gebirgs zu bemächtigen, welches sie als die wichtigste Vormauer für Italien ansehen mussten. Die Beschreibung ihrer langwierigen Kämpfe kann aber nicht hieher gehören. Aber laut ihren eigenen Berichten hatten sie es mit Leuten von ungemeiner Tapferkeit und Liebe für Unabhängigkeit und Heimat zu thun (m. lese unter Anderm die Beschreibung, die Horatius IV. 17 davon gibt), und im Ganzen muss man volle zweihundert Jahre rechnen von der Zeit an, als ein römisches Heer zum erstenmal den Po überschritt, bis dass sie an der Donau ungehindert festen Fuss zu fassen vermochten. Ihre vielen ausser-

europäischen und ihre eigenen innern Kriege mögen zum Theil wohl Schuld sein an dieser langen Verzögerung, aber auch die Niederlagen, die sie in den Bergen erlitten, waren gewiss nicht eine der mindesten Ursachen. Im Ganzen verfahren sie gegen die Alpenbewohner fast mit den gleichen Mitteln und der gleichen Beharrlichkeit, mit welcher jetzt die Russen ihr Ziel zur Ueberwindung des ganzen Kaukasus verfolgen. Endlich gelang es im Jahre 15 v. Chr. ihren grossen Feldherren Tiberius und Drusus, in einem einzigen Sommer den Rest der noch unbezwungenen Völker zu überwältigen, und eine Inschrift bei Turbia, am Fusse der Seealpen unweit Nizza *) zeigt die Namen von 46 Alpen-Völkerschaften (*gentes alpinae*) zwischen beiden Meeren, die nach und nach unter der Regierung des Kaisers Augustus den Römern unterwürfig gemacht worden sind. Die früher unterjochten (wie Euganeer und cottischen Völker) wurden nicht mitgezählt. Hundert Jahre später war auch die ganze Gegend zwischen Main, Donau und Rhein dem Reiche einverleibt. Die Schriftsteller erzählen, wie alle Waffenfähigen entweder durch Niedermetzlung, oder Verkauf als Sklaven in entfernte Länder, oder Vertheilung als Soldaten unter die Legionen für die Römer unschädlich gemacht und durch angelegte Strassen, Wachposten, Verschanzungen, Pflanzstätten von Ausgedienten das ganze Gebirge in Kurzem das Ansehen eines gezähmten und völlig unterworfenen Landes gewonnen habe. Und so durchgreifend war die Veränderung, dass gerade die nämlichen Völker, die den Römern den hartnäckigsten Widerstand geleistet, wie die Liguren und Rhätier, ihre besten und zuverlässigsten Truppen wurden — dass schon 30 Jahre nach ihrer Bezwingung die rhätischen Soldaten, welche an der Weser gegen die Germanen dienten, die beste Schutzwehr des Sohnes ihres Ueberwinders Drusus (*Germanicus*) waren — dass sie ausser den Soldaten, die sie zu den Legionen stellten, auch vortreffliche Hülfsruppen (*alae alpinae*, *cohortes rhaeticae*, *rhaetica*

*) Es ist nur ein Theil davon erhalten, aber Plinius hat sie vollständig in seiner H. N. abgeschrieben.

auxilia) lieferten und ihre Jugend trefflich in den Waffen geübt war (*juventus Rhaetorum sueta armis et more militiae exercita*, berichtet Tacitus) und sie am schnellsten sich bereit zeigten, den Aufstand der Helvetier (Tac. I. 68) und hernach der Gallier (ibid. IV. 68) zu unterdrücken, durch welchen sie sich selbst hätten vom römischen Joche befreien können, würden nicht eben diese Eroberer es so meisterhaft verstanden haben, gerade die ihnen am feindseligsten Völker nach der Unterwerfung mit einem solchen festen Kette sich zu verbinden, dass deren angeborene Tapferkeit ihrem sinkenden Reiche zur besten Stütze hätte dienen müssen. Wir lesen auch in keinem Schriftsteller, welcher der Alpen und ihrer Bewohner gedenkt, von dem mindesten Versuche, den diese Völker je gemacht hätten, sich der römischen Herrschaft zu entziehen, im Gegentheil, sie waren die letzten, die getreu jedem Befehl noch gehorchten, der von Italien herkam, als bereits das römische Reich schon gestürzt war.

Diese Umstände mussten deshalb in einer Untersuchung über die erste Bevölkerung des Alpengebirgs absichtlich berührt werden, weil noch immer mehrere Schriftsteller im Glauben stehen, selbst nach der römischen Unterwerfung hätten sich immer noch unbezwungene Völker in den Alpen erhalten, von denen ganze Theile der jetzigen Bewohner jetzt noch abstammen sollen *). Sie berufen sich hauptsächlich auf Lucanus, der 50 Jahre n. Chr. den Krieg Cäsars, der 50 Jahre v. Chr. stattfand, beschreibt, und in seiner *Pharsalia* (II. 52) von der unbezwungenen Quelle des Rheins spricht (*indomitum Rheni caput*). Allein abgesehen davon, dass man bei diesem vortrefflichen jungen Dichter, dessen Schreibart aber sehr oft in übertriebenen Schwulst ausartet, es mit dergleichen Ausdrücken nicht so genau nehmen darf, so bezieht sich doch jene Stelle offenbar auf die Zeit, die er beschreibt, in welchen also der Rhein noch wirklich unbezwungen war, und nicht auf die Zeit,

*) Z. B. Haller in seiner *Geographie von Helvetien* unter den Römern, auf dessen Charte ein ganzer Landstrich beim Gotthardt die Aufschrift trägt: *gentes alpinae indomitae*.

in welcher Lucan gelebt hat. Eine dunkle Stelle aus einem Gedichte vermag aber überhaupt einer Menge bestimmter That-sachen gegenüber keinen Ausschlag zu geben. Die Römer liessen bei der eisernen Consequenz, mit der sie gegen überwundene Völker verfahren, durchaus keinen Schatten von Un-abhängigkeit im Innern einer Provinz, und besonders so nahe bei Italien, aufkommen, und wenn sie auch gewohnt waren, einzelnen Völkern, die ihnen freiwillig entgegenkamen, anfangs einigen Schatten von Freiheit fort zu gewähren, so verschwand ein solcher Unterschied von der gewöhnlichen Verwaltungsweise allmählig im Lauf der Zeiten vor dem allgemeinen Gleich-stellungs- (Nivellirungs-) System, wie es auch neuere Völker, die sich an benachbarte mächtigere mit allen möglichen bestens beschworenen Vorbehalten von Freiheiten angeschlossen haben, genugsam haben erfahren müssen.

Wir müssen also annehmen, dass was den Römern nicht unterworfen war, unbewohnt gewesen ist. Möglich ist es, dass an solchen abgelegenen Orten sich zu Zeiten von Unruhen und anderweitiger Verwendung der Truppen einzelne Räuberhaufen haben sammeln können (denn dergleichen fiel im grossen Reiche oft vor)*), aber mit hergestellter Ruhe verschwand auch dieses, und d a r a u f wird sich die Annahme von unabhängigen Völkern noch keineswegs begründen lassen. Eben so wenig kann deren Dasein aus den angeblichen römischen Befestigungen hergeleitet werden, die man hie und da im Gebirge antrifft und die zum Schutze der Strassen gegen die unabhängigen Berg-völker gedient haben sollen. Denn eben sowohl können diese Mauern, (wenn sie nicht erst aus dem Mittelalter herrühren*) und) wenn sie wirklich römisch sind, erst in der letzten Zeit der

*) Auch im westlichen Helvetien, indem man auf einer römischen Inschrift im Waadtland von einem Beamten *arcendis latronibus* liest.

**) Wie z. B. schon Simmler in seiner *Vallesia* den sogenannten *muris vibericus* bei Glys unter Brieg im Oberwallis nur für ein Werk aus dem XIII. Jahrhundert ansieht, zum Schutze der Oberwalliser gegen die savoyische Partei errichtet, das auch nach der westlichen Gegend zugekehrt ist, während Haller u. A. diese Mauer für ein Römerwerk

Römer, als dieselben das Land gegen die anrückenden Germanen vertheidigten, errichtet worden sein, oder sie stammen aus der Zeit der Kämpfe der Longobarden, Burgunder und Franken um die Herrschaft des Hochgebirgs*). Der Name Gaster (*castra rhaetica*), welchen die Gegend um den Wallenstadtersee führt, die fünf Dörfer daselbst, welche die Zahl von eben so viel Cohorten tragen (Quinten, Quarten, Terzen etc.), beweisen ebenfalls keine römischen Befestigungen gegen die unabhängigen Rhätier, sondern eher den Standpunkt der rhätischen Hülfscohorten zum Schutze der Römer gegen die Allemannen, gegen welche sie diese Gegend noch das ganze VI. Jahrhundert vertheidigen halfen, wie denn auch zu gleicher Zeit in einer andern Gegend Rhätiens, am Brenner, gegen die vordringenden Baiern eine Schutzwache aus der Militz der Breonen errichtet war. (Cassiodor Var. aus einem Schreiben Theodorichs an den Servatus, Dux Rhaetiae.) Das Dasein unabhängiger Völker in den Alpen scheint also auch dadurch nicht erwiesen werden zu können.

Noch weniger gewiss ist der Ort ihres Aufenthalts, den man nach Tschudi's Vorgang in den kleinen Kantonen, dem Berner Oberland und vielleicht auch gar noch in den obern Theilen von Wallis, von Glarus und Appenzell ausfindig machen möchte, wahrscheinlich desswegen, weil aus der Römerzeit gar nichts über diese Theile aufgezeichnet ist und man sich dieselben dennoch als zu keiner Zeit unbewohnt vorstellen kann. Allein unbewohnte Gegenden gab es und gibt es in der Welt noch viele, und der Umstand, dass man in allen diesen Theilen der Schweiz durchaus keine Spur irgend einer bleibenden Niederlassung oder eines Alpenpasses wahrnimmt, der über die Zeit der Völkerwanderung heraufreichte, spricht ebenfalls gegen die Annahme einer frühen Bevölkerung. Denn einzelne gefundene

gegen die unabhängig sein sollenden Viberer ansehen wollen. Orelli führt eine römische Inschrift an, in welcher alle vier walliser Völker, also vermuthlich auch die Viberer, einem römischen Kaiser einen Denkstein setzen. Und eine römische Strasse führte ja noch oberhalb dieser Mauer über den Simplon.

*) Wie die Thürme in Ursern und Livinen.

Münzen und Geräthe lassen wohl auf einzelne Flüchtlinge, aber auf keine Wohnungen einen Schluss ziehen. Ueberhaupt sind in der ganzen Schweiz keine andere nichtrömische Bauwerke gefunden worden, als innerhalb des Bereiches der römischen Herrschaft, woraus abermals hervorzugehen scheint, dass wo diese damals aufhörte, auch überhaupt die Bewohnung der Gegenden aufgehört habe.

Endlich lässt auch die Richtung der römischen Strassenzüge*) die damalige Bewohnung der innern Schweiz nicht vermuthen. Die Beschreibung, welche Ammianus Marcellinus noch im vierten Jahrhundert von der Gegend um den Bodensee macht, die er als Stabsoffizier im römischen Heere durchzog, zeigt, dass daselbst ein dichter sumpfiger Urwald, und zwar bis in das Thurgau und Appenzell hinein reichend, gestanden haben müsse, durch welchen die Römer lange vor seiner Zeit eine Strasse haben hauen lassen**). Die Berichte der ersten christlichen Missionäre nach der Völkerwanderung über die Umgebungen von St. Gallen, der March, des Berner Oberlandes, die Benennungen vieler Gegenden um den wilden Berg (Monterosa) (Val dub, Einfischthal, Val dobbia, welche sämmtlich wildes Thal bedeuten), zeigen an vielen Orten des Gebirges einen Mangel an Bevölkerung, die nur in der Ebene von Bedeutung war.

*) Ausser den 4 oben (S. 29, 30) genannten Strassen, welche von den Römern sämmtlich fahrbar gemacht wurden, werden nur noch folgende vier genannt: eine über Cleven, den Septimer, Tinzen, Chur nach Bregenz — eine Verbindungsstrasse zwischen dieser und der Brennerstrasse durch das Engadin und Meran (via Claudia augusta) — eine andere von Cleven nach Chur westlich vom Splügen — eine endlich von Vogogna über den Simplon nach Sitten aus der Zeit Sept. Severs (195), erst neuerlich entdeckt — letztere beide wahrscheinlich nicht fahrbar. Von einem Weg über den Gotthard vor dem XII. Jahrhundert ist keine Spur und früher mag er aus Ursern über die Oberalp, nicht über die Schöllenen geführt haben. Auch von einem Pass über Lucmanier u. a. ist damals noch nichts wahrzunehmen.

**) Auch Claudianus und Sidonius, die etwas später schrieben, sprechen von den „longa silentia“ dieser Gegenden.

Strabo (20 J. n. Chr.) beschreibt den damaligen Zustand also: »Es gibt zwar im Alpengebirge sorgfältig angebaute Thäler und Hügelgegenden, die sich gut bebauen lassen; doch ist der grössere Theil dieser Berge wild und unfruchtbar und man leidet an allen Erzeugnissen Mangel, als an etwas Käse, Honig, Harz, Pech u. s. w.«

Als bewohnte Gegenden dieser Art können zur Römerzeit aber blos Savoyen, Wallis, Graubünden und Tirol angesehen werden, die bis auf eine ungemeine Höhe einen uralten Anbau zeigen, und durch welche auch sämtliche römische Strassen geführt haben, während in den Urkantonen, Glarus, Appenzell (wenigstens in ihren obern Theilen), in dem Berner Oberland über Spiez, das Vorkommen der einzelnen Ortschaften sich erst viel später nachweisen lässt, und auch der Ackerbau, wie der Augenschein zeigt und aus den alten Zinsrodeln und Briefen über einzelne Gegenden hervorgeht, viel weiter unten aufgehört hat. Zum Beweise des Daseins von unabhängigen Völkern kann also kein haltbarer Grund angeführt werden, und noch viel weniger von Völkern deutschen Ursprunges, wie noch immer Etliche wännen, indem dieselben erst viel später eingewandert sind.

Ehe wir jedoch zu der ersten Bevölkerung dieser unbewohnten Gegenden nach der Völkerwanderung und auf diese selbst übergehen, wird es noch erforderlich sein, die Untersuchungen, welche über die Alpenbewohner vor der Römerzeit angestellt worden sind, durch einen Ueberblick über den äussern Zustand während derselben zu vervollständigen, weil die damalige Eintheilung auch noch im Mittelalter lange fortgedauert hat und von Einfluss geblieben ist.

Das ganze Alpengebirge, welches die Römer zu dem Zwecke erobert hatten, um ihnen als Vormauer für Italien zu dienen, wurde bis zum Sturze ihres Reiches fortdauernd zu diesem Lande gerechnet. Die Hauptmacht desselben bildete die in zwei Theilen bestehende Provinz Rhätien, zu welcher ganz Vindelicien und alles Land bis zur Donau von ihrer Quelle bis zum Einfluss des Inns geschlagen wurde und die zur Zeit der

grössten Ausdehnung des Reiches noch weiter gereicht haben mag.

Helvetien hingegen gehörte zu Gallien, und zwar, wie Etliche annehmen, zur Lyoner Provinz, wie Andere aber glauben (in jedem Falle bald nachher) zur Provinz Belgien *), im IV. Jahrhundert zum Theil zur sequanischen (Eutrop), zum Theil zur Alpen-Provinz (Ammian). Wo die Provinzen Rhätien (Italien) und Helvetien (Gallien) sich geschieden haben mögen, ist nicht ganz genau zu bestimmen. Ptolemaeus, der 120 Jahre nach Chr. zu Alexandrien in Egypten eine Geographie aus verschiedenen Werken zusammentrug, also die Schweiz nicht aus eigener Anschauung kannte, zieht von der Quelle der Donau eine gerade Linie nach dem Adula, der (nicht, wie Tschudi glaubt, blos am sogenannten Voglerberg in Graubünden, sondern) in der ganzen Gebirgskette, die vom Gotthard ausgeht, gesucht werden muss, weil alle frühern Geographen an demselben sämtliche Alpenflüsse, wie Rhein, Adda u. a. entspringen lassen. Diese Linie wird aber der Natur des Landes gemäss mehrere Krümmungen gehabt haben. Sie zog sich wahrscheinlich zuerst zu dem Orte *ad fines* (jetzt Pfyn im Thurgau, zu deutsch: Grenze) auf der Strasse zwischen Windisch und Arbon (*Itinerar. Antonin. et Tab. Peut.*), wo Kaiser Gratian nach Ammianus Bericht Gallien verlassen habe. Von diesem Grenzorte mag sie der Wasserscheide zwischen dem heutigen Toggenburg und dem Kanton Zürich gefolgt sein und bei Schennis, wo immer die Grenze des alten Rhätians war, die Linth überschritten haben. Die fernere Scheidung lief längs der jetzigen Grenze zwischen Glarus (das damals gewiss rhätisch war) und Schwyz und Uri bis zu den Schöllenen. Ursern, das immer zu Rhätien gehörte, und Oberwallis bis zu dem Ort Pfingen (*ad fines*) tragen ebenfalls rhätische Ortsnamen, so weit die leponthischen Viberer gereicht haben. Südlich blieb die alte Grenze

*) Schon Strabo lässt Belgien bis an die Alpen reichen; Artemidor, der um das Jahr 100 n. Chr. lebte (bei Marciani periplo), und Ptolemaeus 120 J. n. Chr. stellen Helvetien unter Belgien.

an den Seen bis Verona, östlich die alte Grenze bis zum Odra und dem Inn (Tacit. III. 5. Ptol.). Dieser weite Umfang muss jedoch als Grenze der Provinz betrachtet werden, nicht des Volkes (wenn man anders noch von einem Volke reden darf, weil Alles ganz römisch war), indem dasselbe immer in seinen alten Marchen geblieben sein mag, wie man denn auch fast nur im alten Rhätien rhätische Namen antreffen kann *). Bei der Zerstümmerung des römischen Reiches ward Rhätien wieder auf seine alten Grenzen, die es vor Augustus hatte, zurückgeführt.

Zu welcher Provinz das jetzige Wallis (*vallis pennina*) gehörte, wage ich nicht zu bestimmen. Wir sehen solches aber ebenfalls zu Italien und nicht zu Gallien gerechnet. Eine Inschrift aus den Zeiten Mark Aurels zeigt damals nur einen einzigen Statthalter über Rhätien, Vindelicien und Wallis **). Eine zu Falerii gefundene Inschrift meldet dasselbe von einem andern Beamten ***). Später aber finden wir dieses Land mit der sogenannten Alpenprovinz vereinigt (*provincia alpium cottiarum et grajarum et penn.*), zu der auch Ober-Savoyen (*Darentasia*, Ptol. *Tarentaise*) und Augstthal (*Aosta*, *Augusta praetoria*) gehört haben. Noch später ward auch diese getrennt, die cottischen Alpen blieben bei Italien, aber die *provincia alpium graiarum et penninarum* ward zu der gallischen Hauptprovinz *Vienna* geschlagen und vorübergehend das neuaufgekommene *Sapaudia*, worin *Ebrodunum* (*Yverdon*) lag, mit ihr vereinigt. Aber Oberwallis oberhalb Pfingen wird vielleicht noch lange rhätisch geblieben sein, indem *Orosius* noch um 420 Rhätien bis in die penninischen Alpen reichen lässt (I. 2).

So viel von dem äussern Zustande des Alpengebirges zur Zeit der grössten Ausdehnung der römischen Macht. Diese Römer haben dieselbe bei den ihnen unterworfenen Völkern auf eine so dauerhafte Weise zu handhaben gewusst, dass auch

*) Doch auch noch manche in Appenzell und Glarus u. bei Wildhaus.

**) Q. Caecilius Cisianus Septicius procurator Aug. et prolegatus prov. Raitiai et Vindeli et vallis poenin.

***) Sabinus, procur. Alpium at. . . at. (Rhät. ?) et poen.

nach Auflösung ihres Reiches, ungeachtet lange dauernder Unterwerfung unter deutschen Herren, noch jetzt ihre Sprache in dem grösseren Theile des von ihnen beherrschten Landes gesprochen wird und sich diese Völker immerfort eine Ehre daraus machen, für romanisch (im südlichen Frankreich, in der französischen Schweiz und in Graubünden) oder ladinisch (in Engadin und in Gröden in Tirol) gehalten zu werden. Aber auch an denjenigen Orten, wo jetzt die deutsche Sprache vorherrscht, ist noch so vieles in Orts-, Fluss-, Berg-, selbst Geschlechts-Namen, in Sitten und Gebräuchen romanisch geblieben, und es bedurfte einer so langen Zeit, bis die deutsche Sprache, die im Anfange nur von den Edelleuten, Beamten, Geistlichen und von deutschen Colonisten gesprochen wurde, bei dem gemeinen Volke Eingang finden mochte, dass wenigstens im alten Rhätien eine ursprünglich deutsche Bevölkerung wohl schwerlich wird vermuthet werden können. Und selbst in solchen Gegenden der Alpen, wo jetzt fast alle Orts- und Geschlechtsnamen unbezweifelt deutsch sind, d. h. im ganzen Gebiete südlich der Donau und am Rheine, beweisen die uns von den alten Schriftstellern aufbehaltenen alten Ortsnamen, beweisen die übrigen Quellen der Geschichte, welche alte Namen erwähnen, dass erst im VI. Jahrhundert (ja vielleicht gar erst um 600 n. Chr.) eine wirklich deutsche Bevölkerung in den Alpen begonnen habe, die niemals dort ursprünglich war, sondern erst durch Einwanderung dahin gelangt sein konnte. Es wird jedoch erforderlich werden, um zu einem sichern Ergebnisse zu gelangen, dem Dasein von deutscher Bevölkerung in den Alpen von den ersten geschichtlichen Spuren an nachzugehen.

3. Die ersten Anfänge der deutschen Bevölkerung in dem Alpengebirge.

Schon in der Einleitung ist bemerkt worden, dass etliche Schriftsteller die ursprünglichen Sitze der Deutschen viel weiter nach Süden ausgedehnt glauben, als wir in den Alten erwähnt finden, welches sie aus mehreren einzelnen Thatsachen zu

folgern suchen. Während Ottfr. Müller, Mannert u. A. dafür halten, dass die Deutschen Anfangs nur die Gegenden am baltischen Meere und am Ocean und alle dahin gehörige Flussgebiete bewohnt haben (nicht einmal das Main- und obere Rheinthal) und dass der hercynische Wald Wasser- und Sprachscheide gewesen und dass erst später nach Vertreibung der Gallier das Donau- und Rheingebiet von Germanen eingenommen worden, — glauben Andere sie schon von jeher im Besitze der Ebenen von Süddeutschland und selbst des Alpengebirges, wofür sie nachfolgende Gründe angegeben haben, die wir näher untersuchen wollen.

Der erste Schriftsteller, welcher das Wort »Germanen« (ein vor dem Jahr 58 v. Chr. den Römern unbekanntes Wort, recens vocabulum et nuper additum, sagt Tacitus G. 2) in Bezug auf das Alpengebirge ausgesprochen hat, ist Livius, der bei Anlass von Hannibals Zug über die Alpen die Anwohner des Bernhardsberges also schildert, als wären sie halbe Germanen *). Da aber alle andern Alten und er selbst hier nur von Galliern oder höchstens von Liguren sprechen und auch zu keinen Zeiten auf eine Entfernung von 1½ Tagereisen vom Gr. Bernhard jemals deutsche Sprache und deutsche Ortsnamen dort angetroffen worden, so sind die meisten Schriftsteller davon abgekommen, hier Germanen zu suchen, sondern haben jene Stelle dahin verstanden, dass diese Völker an Sitten und Gebräuchen den damaligen Germanen ähnlich gewesen seien, welches von Caesar, Strabo u. A. von den Galliern überhaupt berichtet wird und fast von allen Völkern in ähnlichen Zuständen, wie damals die Germanen waren, gesagt werden kann.

Indessen haben auf diese Stelle hin andere Schriftsteller in jener Gegend durchaus ein bestimmtes germanisches Volk suchen wollen und auch wirklich aus einer Namensähnlich-

*) Quae ad Penninum ferunt itinera, obsepta gentibus Semi-Germanis. Liv. 21, 38.

keit *) und einer fast unleserlichen Inschrift **) die Ambron hiezu ausersehen, welche bekanntlich, wie die Tiguriner, sich an die Raubzüge der Cimbern und Teutonen angeschlossen haben, aber seither ganz spurlos verschwunden und von Niemanden mehr erwähnt worden sind. Wenn solche auch wirklich, was jedoch ganz unerwiesen ist, sich in jener Gegend festgesetzt hatten, so können sie dennoch nicht für Deutsche angesehen werden, da alle Schriftsteller, welche über den cimbrischen Zug berichten, sie — wie die Tiguriner — für Gallier angesehen haben.

Zunächst werden hierauf als deutsche Bewohner der Alpen eben diese Cimbern und Teutonen selbst aufgeführt. Es ist aber schon in der Einleitung darauf aufmerksam gemacht worden, dass diese Annahme durch keinen einzigen Quellen-Schriftsteller unterstützt wird und daher auf nichts anderm als auf leeren Muthmassungen beruhen kann. Man weiss nur von einem einzigen Volke, das wirklich als Nachkommen derselben genannt wird, die Aduatici in Belgien, Nachbarn der Nervier. Caesar erzählt (B. G. II. 29), dass 6000 derselben beim cimbrischen Zuge bei den Wagen zurückgeblieben seien und sich an das belgische Volk der Tungern angeschlossen haben. Wäre es aber auch einzelnen flüchtigen Cimbern nach ihrer Niederlage gelungen, in die Alpen zu dringen, oder sich, wie Tschudi

*) Ambron sollte auf deutsch bedeuten: am Rhone Wohnende; aber die Rhone heisst dort Rodden, Rhodanus. Andere wollen sie von der Amber in Baiern herleiten, noch Andere vom Emmenberg im Kanton Schaffhausen, von den Flüssen Emme in Bern und Luzern, und endlich gar von — am Brunnen im Kanton Schwyz. Am wahrscheinlichsten sucht man sie unter den celtischen Völkerschaften im Donaulande, die, wie die Boien, von den Germanen aus ihren Wohnsitzen verdrängt, sich im Süden neue gesucht haben.

**) An der Mauer des römischen Theaters von Agaunum oder St. Moritz im Wallis, wo man lesen will: In honorem Domus Divinae genio P(AGI) AM(BR)ONI(CI) SV(PER.) . . . Probus etc.; während *Orelli* Inscript. Helv. also liest: STA(TI)ONIS VIRI(V)S PROBVS etc. Was hat man nicht Alles aus einer noch viel unleserlicheren Inschrift in Olten gemacht? (s. *Orelli*.)

glaubt, an die Tiguriner anzuschliessen, die weit hinten in Noricum zurückgeblieben waren und raubend und plündernd in ihre Heimat zurückkehrten (s. *J. Müller*, *bellum cimbricum*), so haben sie sich unter den Alpenvölkern verlieren müssen, ohne ihre Sprache bewahren zu können, da, wie gesagt, keine weitere Spur von ihnen vorkommen will.

Uebrigens ist es noch immer nicht ausgemacht, ob die Cimbern, die in Italien einfielen, wirklich zu den skandinavischen Cimbern im nördlichen Jütland gehört haben, oder nicht vielmehr, wie viele Spuren darauf hinweisen, zu den Kymri oder Belgen, deren letzte Ueberreste im englischen Wales und der Nieder-Bretagne noch vorhanden sind und die für ein Gemisch von Celten und Germanen angesehen werden. In jedem Falle lässt sich nichts dafür anführen, dass irgend ein deutsches Alpenvolk von ihnen abstamme, am wenigsten in solchen Gegenden, die bis zur Völkerwanderung ganz unbewohnt geblieben waren.

Indessen Tschudi begnügte sich nicht, das Innere der Schweiz mit seinen Cimbern zu bevölkern (während die Italiener mit gleichen Gründen ihre eigenen Gebirge dazu ausersehen); er und andere Chronisten seiner Zeit und selbst noch unserer Tage sind in ihrem Eifer, die deutsche Bevölkerung ihrer Länder recht uralt erscheinen zu lassen, noch weiter gegangen und haben sogar alle Gallier und hauptsächlich die Taurisker, die Tschudi für die unzweifelhaften Vorfahren der Urner ansieht, zu Deutschen machen wollen, wozu alle, auch die lächerlichsten Gründe, geltend gemacht werden mussten. Um seinem Landrechte im Kanton Uri Genüge zu leisten, glaubte er seinen Mitlandleuten keine grössere Ehre anthun zu können, als dass er sie *) von »dem berühmten tapfern uralten Volke der Stiervölker« abstammen lässt, denn »sie heissen Stiervölker, zu Latein Taurisci**), von ihrer Mannheit, dass sie wie die wilden »Stiere in Streit gezogen sind und grimmig gestritten haben, »wie auch die Urner zu allen Zeiten bewiesen, und führt Uri

*) In seiner *Gallia comata*, fol. 110 ff.

***) *Stumpf Chron.* übersetzt es mit „Ochsner.“

»desswegen einen wilden Urstier im Wappen, auch Livinen, »und seind die Taurisci die ersten Helvetier gewesen, die auf- »gebrochen auf Anreizung Helicon, und haben die Steiermark, »die Lepontier und Salasserland erobert, denn alle diese Völ- »ker sind Taurisker geworden und haben sie alle deutsch ge- »macht, und daher sind alle Vesten (Edelsitze) in Rhätien »deutsch und daher auch die Gemeinden Ornavasco, Presmello, »Pommat in Italien annoch deutsch geblieben u. s. w.« Allein, um anderer Gegengründe nicht zu erwähnen, die deutschen Edelsitze in Rhätien sind erst nach dem IX. und X. Jahrhundert erbaut und Ornavasco u. a. deutsche Gemeinden in Italien nicht vor dem XII. und XIII. Jahrhundert von Deutschen besetzt worden. Am allerwenigsten aber ist daraus abzuleiten, dass die Taurisker jemals Deutsche gewesen sind. Auch scheint nirgends erwiesen, dass Taurisker jemals im Kanton Uri gewohnt haben. Wir vernehmen aus den Schriftstellern, die vor dem VI. Jahrhundert lebten, blos, dass die Quellen der Rhone, der Tosa, des Tessin und des Rheins bewohnt waren, vom Kanton Uri ist aber keine Spur, dass er damals bewohnt gewesen. Die erste Nachricht von Leuten im Ursernthal kommt erst im VI., eigentlich VII. Jahrhundert vor, und wenn wir zwar in Erfahrung bringen, dass Ursern mit Wallis, Rhätien und Livinen damals Verkehr hatte, so vernehmen wir durchaus nichts von einer Verbindung nach unten zu über die wilden Schöllenen bis zu dem XII. Jahrhundert*), und wenn wir schon gerne zugeben wollen, dass sie schon früher offen gewesen sein möge, so ist sie wegen der erst langsam wachsenden Bevölkerung in Uri noch von keiner Bedeutung gewesen.

Wenn nun aber Tschudi wohl zu verzeihen ist, dass er sich in seinem Eifer, die erste Bevölkerung von Uri in ein glänzendes Licht zu stellen, zu weit hinreissen liess, und die Stellen der Alten unrichtig anwendete, so verdienen hingegen die Schriftsteller der neuern Zeit, welchen ganz andere Hülf-

*) Der Handelsweg von Zürich aus ging den Zürichsee herauf durch Rhätien über den Septimer nach Cleven.

mittel zu Gebote stehen, den gerechtesten Tadel, wenn sie noch immer auf dieser Bahn fortwandeln wollen. F. Schmid in seiner allgemeinen Geschichte von Uri (Zug, 1788) betrachtet es »als eine längst entdeckte Wahrheit, dass die heutigen Einwohner des Urnerlandes von den uralten Tauriskern abstammen,« die er geradezu von dem Taurus in Asien herkommen und über die Meere schwimmen lässt, um sich hier anzusiedeln, und Zurlauben hat in einer weitläufigen Abhandlung*), sowie Haller in seinem Helvetien unter den Römern (Bern, 1811) ebenfalls die wunderlichsten Hypothesen zu Tage zu fördern versucht.

Allein auch in der neuesten Zeit hat man es nochmals mit den Tauriskern, aber dieses Mal mit den östlichen (in Oesterreich), die nachher Noriker genannt wurden (Plinius), versucht, um schon vor der Römerzeit Deutsche bei ihnen auffinden zu können (Bernhardi's Sprachkarte u. a.). Man will dieses unter Anderm aus dem Umstande beweisen, dass der von Caesar (58 v. Chr.) überwundene Markomannenfürst Ariovist zwei Frauen gehabt, die jüngere aus Noricum**), woraus man schliesst, dass damals die Noriker nothwendig Deutsche gewesen sein müssten. Allein Strabo, der 70 Jahre nachher schrieb, erklärt nun einmal diese Taurisci oder Noriker bestimmt für Gallier; Ariovist, der geläufig Gallisch sprach (Caes. B. G. I. 47) konnte ja auch das Bedürfniss nach einer gallischen Frau gehabt haben, und wenn es dennoch eine Germanin war, so ist wieder nicht gesagt, dass ihr Volk in Noricum niedergelassen gewesen sei, sondern es kann blos Einfälle dahin gemacht haben, wie denn Ariovist selbst von seinem eigenen Volk rühmte, es sei in 14 Jahren unter keinem Dache, sondern immer im Felde gewesen (ib. 36).

*) Der Helvet. Gesellschaft zu Olten vorgelesen unter dem Titel: *Le Soleil adoré par les Taurisques sur le Mont St. Gotthard, par le Baron de Zurlauben.* Zurich, 1782. 4.

**) Caes. B. G. I. 53. Una Sueva natione, quam a domo secum eduxerat; altera Norica, regis Vocionis soror, quam in Gallia duxerat, a fratre missam.

Einen andern wichtigern Grund, dass nicht nur in Noricum (Oesterreich), sondern auch in Baiern und Tirol ursprünglich immer Deutsche gewesen, bei welchen die Boier und andere Gallier sich nur vorübergehend aufgehalten und dem Land den jetzigen Namen (Baiern) hinterlassen hätten — will man daraus herleiten, dass d e r m a l e n im ganzen Lande keine andere als deutsche Ortsnamen anzutreffen wären. Allein mit gleichem Rechte könnten auch manche deutsche Gegenden der Schweiz darauf Anspruch machen, immer mit Deutschen bevölkert gewesen zu sein, während doch überall darin römische Denkmäler aller Art und die e r l o s c h e n e n Ortsnamen das Gegentheil beweisen. Das Gleiche kann man in ganz Süddeutschland beobachten. Die römischen Geographen nennen uns dort mehrere hundert lauter undeutsche Namen, die aber fast alle den deutschen Benennungen gewichen sind. Baiern war, ehe es von seinen jetzigen Bewohnern in Besitz genommen wurde, in Folge der grossen Verheerungen zum Theil zur Wüste geworden, wo also die deutschen Ansiedler jedem neuen Orte Namen nach ihrer Art beileigten, und überhaupt schalteten sie und die Alemannen als Herren im Lande und theilten das Land nicht mit den alten Bewohnern (wie andere deutsche Stämme es thaten, wodurch die alten Namen sich erhielten), sondern Alles hatte in Sprache und Sitten nur ihnen sich fügen müssen.

Man will jedoch zur Bestätigung der Ansicht, dass immer Deutsche da gewesen, darauf hinweisen, es hätten sich diese Deutschen zwar lange gefallen lassen müssen, als gallische und dann römische Unterthanen zu leben, wären aber nach der Entfernung der Römer wieder als selbstständige Deutsche aufgetreten, wie es auch auf dem linken Rheinufer geschehen sei. Aber davon ist rücksichtlich der Alpen und der Süd-Donauländer östlich vom Bodensee kein Wort zu vernehmen. Vom linken Rheinufer bemerken sämmtliche Schriftsteller, die von Deutschland handeln, dass dort Deutsche unter römischer Botmässigkeit gewohnt haben: von der südlichen Donau Niemand. Tacitus bemerkt noch ausdrücklich, die Donau diene den Deutschen als Fronte (G. c. 42) gegen die Römer, a u s n a h m s w e i s e stehe ein ein-

ziges deutsches Volk, die Hermundulen, im täglichen Verkehre mit der rhätischen Colonie (Augsburg) und kämen oft über die Donau und gingen zurück (c. 41). Von einer deutschen Ansiedelung in den Alpen und den gedachten Ländern ist also zu jener Zeit noch keine Spur zu finden. Damit soll jedoch nicht bestritten werden, dass die Germanen nicht öftere aber erfolglose Einfälle in die römischen Provinzen südlich der Donau, nämlich Rhätien und Noricum gemacht haben (wie auch schon vom Jahr 14 n. Chr. aus Tacit. Ann. I. 44 ersichtlich ist), wesshalb eben dieser ganze Strich durch eine lange Reihe von Vesten und Schlössern zu decken fortwährend nothwendig war, welche Linie bis zum Untergange des Reiches Stand gehalten hat, und wesshalb auch während 150 Jahren die römische Grenze bis zu dem fortlaufenden Wall oder Pfahlgraben ausgedehnt wurde, dessen Reste von Regensburg bis Cöln noch immer sichtbar sind.

Nur zwei Schriftsteller aus der spätesten Zeit, die auch sonst noch von Unrichtigkeiten wimmeln (z. B. der Spanier Isidor), lassen Deutsche aus dieser Gegend kommen, nämlich die Vandalen, die sie von den längst erloschenen Vindeliciern herleiten wollen, während sie Norddeutschland angehört haben — und die Alemannen, deren Namen sie vom Lemanersee ableiten, worüber aber jede Gegenbemerkung überflüssig zu nennen wäre.

Südlich der Donau findet man nur Deutsche in den verlassenen Sitzen der Helvetier zwischen Bodensee, Main und Rhein (eremus Helvetiorum in Baden und Württemberg), ja man kann annehmen, dass nach deren Vertreibung immerfort Deutsche dort gewohnt haben werden. Nur müssen sie hier, besonders im rauhen Schwarzwalde, in geringer Zahl gewesen sein, da ihr Hauptvolk, die Markomannen, seitdem ihre Heerzüge nach Gallien fehlgeschlagen, von da weggezogen waren und sich nach der untern Donau gewendet hatten. Desswegen sammelten sich in dem verödeten Landstriche Abenteurer aller Völker, Flüchtlinge aus den Vindeliciern, auch die leichtfertigsten und ärmsten unter den Galliern (levissimus quisque Gallorum et inopia audax, Tac. G. 29) und bildeten mit den Deutschen eine gemischte Bevölkerung, die

eigentlich keinen bestimmten Herrn hatte, aber den Römern zinsbar war (*agri decumates*), bis endlich Kaiser Domitian, um doch auch etwas zur Vergrößerung des Reiches beizutragen, sie (90 n. Chr.) der Provinzialverwaltung unterwarf und durch Besatzungen im Zaume halten liess. Diese Provinz, bald durch Strassen und Niederlassungen belebt und bis zum erwähnten Pfahlgraben ausgedehnt, aber oft von den »freien« Germanen bekriegt, blieb bis zur Mitte des III. Jahrhunderts Bestandtheil des römischen Reiches, konnte aber in die Länge gegen die wiederholten Angriffe der deutschen Völker der Alemannen (zum erstenmal 213 genannt) und Sueven nicht mehr behauptet werden. Diese Völker wurden immer kühner, überstiegen sogar (265) die rhätischen Alpen und fielen in Italien selbst ein, während von Osten her die Gothen furchtbar zu werden angingen. Allein es gelang den Römern für dieses Mal und auch bei den folgenden Anfällen, sie zurückzuschlagen und bis zum Jahr 406 die ganze Rhein-, ja noch länger die Donaulinie als Grenze des Reiches zu behaupten und die zerstörten Städte in Helvetien und an der Grenze wieder herzustellen. Aber das Gebiet jenseits des Rheines und des Bodensees war und blieb verloren, trotzdem dass römische Heere oft tief in dasselbe eindringen und solches durchzogen (wie z. B. Julian im J. 362, nach Zosimus III. 10. Ammian). Indessen vernehmen wir noch immer nicht, dass die Alemannen (ihre nächsten Stämme waren die Lenzen und die Juthunger) weiters als bis an den Rand des Gebirges vorgedrungen wären *). Eine Kette von römischen Verschanzungen, die von Arbon, Bregenz, Vimania, Kempten, Günz nach Augsburg und von da längs der Donau lief**), suchte sie von weiterm Vordringen abzuhalten, und Stilicho, der römi-

*) Hingegen ergibt sich aus einer Stelle des Dichters Ausonius (in *Gratiarum actione ad Gratianum*), dass viele gefangene Germanen in Gallien und Helvetien als Colonen, Dienstbauern, angesiedelt worden. Auch dienten viele Germanen unter den römischen Heeren und blieben im Reiche, so dass bereits eine Mischung begonnen hatte.

**) In der *Notitia Imp. Occ.* aus der Zeit von 400 n. Chr. sind alle Garnisonen aufgeführt. Aber der gleichzeitige Dichter Claudian geht

sche Feldherr, verstund es in mehreren meisterhaften Feldzügen im Gebirge, überall, wo Gefahr sich zeigte, solche abzuwenden. Aber als zu Vieles zusammen kam, die Germanen mit vereinten Kräften ihre Angriffe erneuerten, in einer Nacht (es soll der 31. December 406 gewesen sein, wie mehrere Gleichzeitige melden) ein ungeheurer Schwarm an vielen Orten über den Rhein setzte, ihnen noch Andere nachfolgten, auch die Gothen von Venetien her in Italien und das südliche Gallien einfielen, war er genöthigt, um Italien und Rhätien zu retten, die römischen Besatzungen vom Rheine zurückzuziehen und Elsass, Sequanien, Helvetien, ja auch Savoyen und Wallis den Alemannen und Burgundern preiszugeben. Nur das Donau- und das ganze Alpenland, wo ein mannhafter Feldherr, Generidus, sich zu behaupten und allen Feinden Schrecken einzuflößen wusste (Zosimus V. 46), wurden für Italien noch ein ganzes Jahrhundert gerettet und diente ihm als Vormauer. Wahrscheinlich wird aus diesem langen letzten Kampfe um das Hochgebirge die Gegend um den Wallensee die Benennung Gaster (*castra rhaetica*) erhalten, und noch im J. 457 soll hier Bursa die Alemannen zurückgeschlagen haben. Selbst die römischen Festungen an der Donau hielten noch fest. Aber bereits hatten hinter ihrem Rücken Deutsche aus den Stämmen der Heruler, Schyren, Quaden, Turcilinger, Rugier u. a., die früher im Norden der Donau gewohnt, die ganze Ebene oder das alte Boioarien verwüstet und besetzt*) und sind später nach demselben unter einem gemeinsamen Namen, demjenigen der Baioaren oder Baiern, bezeichnet worden**) Endlich nach dem Sturze des römischen Reiches (476) rief Odoaker, der sich Italiens bemächtigt

zu weit, wenn er diese Grenzen bis zur Quelle der Donau ausdehnt, denn sie war schon längst in der Gewalt der Alemannen.

*) Schon Claudian beklagt sich, dass: *Barbari tenebant Vindelicos saltus et Norica rura*. Im J. 455 hört man von einem Einfall der Sueven und Alemannen ins jetzige Tirol. Paulus Diaconus II. 15 setzt bald hernach bereits Rhätien ins Gebirg, inter Alpes, zwischen Schwaben, Baiern und Italien.

**) Der Name kommt 530 zum erstenmal vor.

hatte und sich König von Italien nannte, die römischen Bürger, welche sich noch in den Donaufestungen befanden, zurück, aber gab sich, sowie sein Nachfolger Theodorich (489), alle Mühe, das alte Rhätien oder das Gebirgsland, das sie ebenfalls als die Vormauer ihrer Eroberungen ansahen, und welches nie aufhörte zu Italien zu gehören, zu behaupten, wozu ihnen die Einwohner selbst, und unter andern die Miliz der Breonen am Brenner als Hülfsstruppen (*auxiliares*), behülflich waren *) und wesshalb auch in dem Etschlande eine Menge Schlösser unterhalten wurden (Paul Diaconus). Theodorich wollte durchaus nicht zugeben, dass die Alemannen und Baiern auch nur einen Fuss breit dieses Gebirges inne haben sollten, weil ihm an dem Besitze der Pässe nach Italien Alles gelegen war. (Cassiod., Procop.)

Erst als der Alemannen Uebermuth nach der Schlacht bei Zülpich (496) gebrochen schien und sie ihm nicht mehr schaden konnten, im Gegentheil ihre Sieger, die Franken, gefährlich zu werden drohten, erlaubte dieser weise Fürst demjenigen Theile der Alemannen, der sich den Franken nicht unterwerfen wollte, sich in den rhätischen Alpen unter seiner Botmässigkeit anzusiedeln (499), um ihm selbst als Schutzwehr gegen die Franken zu dienen **). Wahrscheinlich geschah diese Ansiedlung an den Grenzen von Schwaben, im nördlichen Vorarlberg (Bregenzerwald), im obern Lechthal und dem Ober-Innthal in Tirol, wo noch alemannische Mundart vorherrscht ***). Andere

*) Aus einem Schreiben Theodorichs an Servatus, Dux Rhaetiae, vom Jahr 496 in Cassiodor Var. II. 41, geht aber hervor, dass diese rohe Miliz, wenn sie nicht regelmässig bezahlt wurde, sich gleich auf das Plündern legte und den Einwohnern des Landes durch Plackereien beschwerlich fiel.

**) Sein Lobredner Ennodius sagt schwülstig: sein Herr habe „*generalitas Alemanniae terminis Italiae (dazu gehörte Rhätien) inclusa*.“ Auch Procop (B. G. I. 15) spricht von einer Colonie Sueven in den Alpen.

***) Und zwar bis an den Ammersee, bis in das Lautasch-Thal bei Mittelwalde, bis Telfs im Innthal und an die Malser Heide. Die Vintschgauer nennen diese Leute Ghöter, weil sie das viel gebrauchte Wort „gehabt“ durch „ghöt“ ausdrücken (L. Steub).

suchen sie in Ober-Oesterreich; noch Andere lassen die Deutschen in Italien von ihnen abstammen, wogegen aber die Mundart spricht und mehrere Umstände, die auf weit spätere Einwanderung von Deutschen in letztere Gegenden schliessen lassen. In jedem Fall ist diese Niederlassung von Deutschen im Hochgebirg die erste, wovon wir einen bestimmten Bericht haben. Und auch diese hat sehr langsame Fortschritte gemacht.

Ueberhaupt war das Gebirge erst im XII. und XIII. Jahrhundert so weit bevölkert, als wir es jetzt wahrnehmen. Vorher waren die Deutschen immer nur am Fusse desselben stehen geblieben, und hatten sich mit den weidereichen Ebenen und dem fruchtbaren Hügellande begnügt, sich gar nicht nach dem mühsamen Anbau der Alpen gesehnt und nur selten mit ihren Familien sich dort niederlassen wollen. Ihre Grossen, die im Hochlande Güter besaßen, waren zufrieden, wenn das dortige romanische Volk ihnen gehorchte und seine Abgaben zahlte; im Uebrigen liessen sie solches rücksichtlich seiner Sprache und Sitten lange Zeit unangefochten. Erst viel später, als bei friedlichern Zeiten die deutsche Bevölkerung der Ebene etwas zunahm, hat sehr allmählig auch das Gebirge von ihr aus deutsche Bewohner erhalten können. Diess war aber in den ersten Jahrhunderten nach der Völkerwanderung nicht möglich gewesen, weil in jener Zeit die erobernden Stämme kaum die Ebenen zu besetzen vermocht hatten. So waren die meisten höhern Gegenden in ihrem ursprünglichen Zustande verblieben. So hatten weder Sueven, noch Gothen, noch Alanen die rauhen Gebirge der Basken zu besetzen verlangt, sondern dieses Volk in seiner Eigenthümlichkeit belassen. So wurden auch die unfruchtbaren Theile der Ardennen, der Vogesen, des Jura (selbst auf der Ostseite), von den Deutschen nicht bevölkert und die romanische Sprache hat sich bis jetzt noch dort erhalten können. Mit um so mehrerer Langsamkeit hat denn die deutsche Bevölkerung des höchsten Gebirges vor sich gehen müssen, besonders da, wo dasselbe auch zur Römerzeit nur sparsam oder gar nicht angebaut war. Erst die Nothwendigkeit, bei zunehmenden Bedürfnissen die Einkünfte zu vermehren, hat später

Fürsten, Klöster und Edelleute darauf führen müssen, auch auf die unangebauten Gegenden Bedacht zu nehmen und so nach und nach zur vollständigen Bevölkerung des Gebirges beizutragen.

Da aber auch hierüber verschiedene Ansichten vorwalten, so wird es nothwendig werden, den einzelnen Anfängen einer deutschen Bevölkerung in den Alpen genauer nachzuforschen.

Das südöstliche Frankreich und mit demselben den westlichen Theil des Gebirges, ganz Savoyen, Wallis (wenigstens dessen untern Theil) und fast den ganzen Jura hatten die Burgunden im Besitze, die 80,000 Mann stark über den Rhein gekommen sein sollen (407—413), aber durch eine Niederlage, die sie durch die Hunnen erlitten (436 al. 451), ausserordentlich an Mannschaft geschwächt worden waren. Es darf daher an eine Bevölkerung des Gebirges von ihrer Seite nicht gedacht werden, indem sie zwar wohl dasselbe zu beherrschen vermochten, aber nur die bessern Theile des Landes wirklich benutzen konnten. Sie scheinen sich (besonders da sie bald nach ihrem Rheinübergange Christen wurden) gut mit den alten Einwohnern des Landes vertragen und auch bald ihre eigene mit der romanischen Sprache vertauscht zu haben, da sie ihre Muttersprache ohnehin wegen ihrer geringen Zahl niemals würden haben geltend machen können. Die Grenzen der Burgunder gegen die Deutschen während der ersten zwei Jahrhunderte nach der Eroberung mögen so ziemlich die gleichen gewesen sein, welche die beiden Sprachen auch jetzt noch scheiden^{*)}. Denn was erst nach dieser Zeit zum burgundischen Reiche durch Eroberungen über die Alemannen hinzugekommen ist, betrifft nicht die Grenzen der Völker, sondern die Grenzen der Macht ihrer Beherrscher.

Die Burgunder mussten sich nach dem Aussterben ihres Königshauses (532) gefallen lassen, ihre Könige aus dem königlichen Hause der Franken zu wählen, aber sie waren im

^{*)} Mit Ausnahme etlicher Theile im Wallis und der obern Sane, die erst später deutsch geworden sind und worüber im 5. Abschnitt gehandelt werden soll.

Uebrigen den Franken nicht unterworfen, genossen alle Rechte der Franken, fochten zwar ihre Kriege mit, aber gesondert unter eigenen Heerführern und behielten ihre eigenen Gesetze und Einrichtungen. Diese burgundisch-fränkischen Könige dehnten (593—710) ihre Herrschaft bis tief in Alemannien, ja bis zum Bodensee aus *). Doch ward solche später wieder beschränkt, und auch die Burgunder selbst von den Franken immer mehr als Unterwürfige behandelt **), so dass sie die Auflösung des Frankenreichs benützten, um sich wieder unabhängig zu machen und Könige aus ihrem Stamme zu erwählen (888—1032), deren Reich aufs Neue bis gegen die Reuss und darüber hinaus erweitert und hierauf mit dem deutschen Reiche vereinigt worden ist. Aber auch dann noch bildete es eine Zeit lang ein administratives Ganzes unter der Verwaltung der Herzoge von Züringen ***) (1032—1218) und noch lange nachher hat der Einfluss, den dieses Burgunderreich auf die ihm unterworfenen Länder ausübte, sich in mehreren einzelnen mächtigen burgundischen Dynastenhäusern, sowie in der Landschaft Kleinburgund im Kanton Bern und durch andere Erinnerungen bemerkbar machen können. †)

Diese Ausdehnung hat aber keinen Einfluss auf Sprache und Abstammung der in derselben begriffenen Völkerschaften

*) Wie denn Dagobert 638 die March durch einen Mond bezeichnete, den er an einem Felsen aushauen liess; s. *Zellweger* im V. Bd. des schweiz. Geschichtsforschers.

**) Sie erhielten Beamte, patricii, über das Gebirge.

***) *F. de Gingins*, sur le rectorat de Bourgogne, im hist. Archiv für die romanische Schweiz.

†) Herr Stadlin von Zug hat im schweiz. Geschichtsforscher IV. 350 eine anziehende Abhandlung über die ehemalige Burgunder Reichsgrenze geschrieben, woraus man ersieht, wie vielen Einfluss das Beisammenwohnen unter einer und derselben kraftvollen Verwaltung auf Lebensweise, Bauart, Kleidung, Spiele, Art zu grüssen u. dgl. zu erhalten vermag. Nur geht er darin zu weit, wenn er von Volksgränzen spricht; die von ihm gezogene Linie scheidet nicht zwei verschiedene Völker, sondern zwei Regierungen.

gehabt *), indem es blos Verwaltungs- aber nicht Volksgrenzen waren, die nicht über die jetzige Sprachscheide herausgegangen sind **). Also auch von dieser Seite her hat die deutsche Alpenbevölkerung keinen Zuwachs erhalten mögen.

Von weit mehreren Schriftstellern, aber nicht mit mehreren Beweisen, ist solches aber von den Ostgothen behauptet worden, die den ganzen Süden des Gebirges und Rhätien in seinen alten Grenzen inne gehabt haben und zugleich auch Herren von Pannonien, Dacien und ganz Italien gewesen sind, die aber, um alle diese grossen Länder zu erobern und zu behaupten, nicht mehr als 200,000 Mann stark gewesen waren. Wie die Burgunder, besaßen ihre Fürsten diese Reiche durch eine Art Vertrag (pragmatica) mit den oströmischen Kaisern, der ihren Königen römische Beamtentitel gab, um vermittelt derselben auch die Rechte der römischen Bürger wahrzunehmen, die man bei ihren Sitten beliess, während die Ueberwinder nach den ihrigen sich richten wollten. Diese Art Uebereinkunft hatte wichtige Folgen für Beibehaltung der gesammten römischen Provinzial-Eintheilung und Verwaltung, für friedliche Theilung des Landes (Römer und Gothen hatten ihre Städte für sich) und grossen Einfluss auf die Gothen selbst, die sich nur allzu schnell mit der Sprache und allen Bedürfnissen Italiens befreundeten und nach ihres kräftigen Königs Theodorichs Tode nicht lange dem ersten Angriff von Aussen her Stand zu halten

*) Hr. Prof. A. Schott hat in einem Zürcher Programme die Berner Oberländer und Oberwalliser und deren Colonien in Piemont als Nachkommen der ersten Burgunder ansehen wollen. Allein dieselben waren ja nicht einmal vermögend, sich in den weiten Provinzen von französisch Burgund als Volk zu behaupten, und werden gewiss nicht, da sie schöne Länder genug zu benützen hatten, vorgezogen haben, statt derselben in die rauhen Berge auszuwandern. In seinem spätern verdienstvollen Werke: die deutschen Colonien am Monterosa, ist diese Ansicht nicht weiter vertheidigt worden.

**) Wenn einzelne burgundische Edelleute, z. B. Rudolf v. Strättlingen, am Thunersee und weiter im Alemannischen Gebiet viele Besitzungen hatten, so folgt daraus noch nicht, dass die dortigen Unterthanen eines solchen Herrn ebenfalls burgundischen Stammes gewesen seien.

vermochten. Um sich gegen denselben zu erwehren, mussten sie die Franken zu Hülfe rufen, die auch mit Alemannen und Burgunden erschienen, aber sich dafür Rhätien (536—539) abtreten liessen, welches von nun an von ihnen und den Baiern in Besitz genommen worden ist *). Allein auch diese Opfer vermochten ihr Reich nicht vom Untergange zu retten. Was nicht im Kampf unterging, musste sich unterwerfen. Man liest nur von 1000 Gothen, denen der feindliche Feldherr Narses nach der Schlacht am Vesuv den Abzug aus Italien und den Genuss ihrer Habe gestattet habe (553). Man glaubt, sie werden mit den Franken weggezogen sein oder sich zu den Westgothen im südlichen Frankreich begeben haben. Dieses scheint auch für Leute, die schon so lange an ein warmes Klima gewöhnt waren, wahrscheinlicher, als dass sie die unfruchtbarsten Theile der winterlichen Alpen ausgesucht hätten, wie mehrere schweizerische Geschichtsforscher glauben wollen. Wir sehen überhaupt bei keinem Schriftsteller, der zur Zeit der Ostgothen lebte und während der nächsten 900 Jahre gelebt hätte, irgend eine Spur davon, als ob die Gothen sich je in den Alpen niedergelassen hätten, oder dass sich ein Theil von ihnen dahin zurückgezogen, oder auch nur einzelne gothische Niederlassungen daselbst gegründet worden wären **), welches überhaupt von einem Volke, das in geringer Zahl in einem grossen, schönen Lande zerstreut ist, wo es herrscht und Alles im Ueberfluss hat, nicht vermuthet werden darf. Auch sind nirgends Spuren ihrer Sprache gefunden worden.

*) Ducatum pagi Curiensis. Auch Procop II. 25 meldet von dieser Abtretung. Sie scheint sich aber auf die Theile Rhätien südlich des Gebirges, Tessin, Veltlin, Trient nicht erstreckt zu haben.

**) Niebuhr I. 119 spricht von einem Dorfe am Brenner in Tirol, Namens Gozzensas, jetzt Gossensas, woselbst uralte Eisenwerke sich befänden, und wirft die Frage auf, ob diess nicht etwa ein „Gothensitz“ sein könnte, der seine Benennung einer gothischen Besatzung zu Bewahrung des Passes verdankt habe; aber Andere machen die Bemerkung, dass dieser Name auch auf die dortigen Eisengiessereien (gossen) Bezug haben dürfte.

Mit einer weit geringern Volksmenge als die Gothen haben die Longobarden hierauf Italien eingenommen (568), indem sie zu diesem Behufe streitbare Leute aus allen deutschen Stämmen, unter anderm 20,000 Sachsen, zu Hülfe nehmen mussten, und sich auch nachher nur mit Beihülfe von Kriegern anderer Völker (z. B. Avaren) darin haben eine Zeit lang behaupten können. Desswegen waren auch sie nicht vermögend gewesen, weder ihre Sprache einzuführen, noch die Gebirge besetzen zu können. Zwar machten sie mehrere Züge über die Alpen, um die Burgunden anzugreifen*), sie wurden aber (bei Bex) zurückgeschlagen und verloren überdiess die zwei Pässe bei Aosta und Susa (576), die ihnen mit den dazu gehörigen Landstrichen von den Burgunden und Franken abgenommen wurden und die seither immerfort zum Burgunder Reiche und seinen Dynastien gehört und dessen Sprache (französisch) beibehalten haben, wenn sie schon in Italien liegen. Hingegen nahmen sie Veltlin in Besitz (602), ebenso den ganzen jetzigen Kanton Tessin und auch Ursern, und befestigten den Gotthardspass auf beiden Seiten mit mehreren kühnen Thürmen (576—584), um sich vor den Franken von Rhätien her sichern zu können. Aber desswegen brachten die Longobarden deutsche Sprache nicht in das Gebirge (Ursern sprach bis 1400 romanisch) und dass sie weiter hinab vorgedrungen seien, davon ist keine Spur vorhanden. Im Gegentheil, sie scheinen sich sehr bald der Landessprache der Ueberwundenen bedient zu haben**), so dass, so weit sie ihre Herrschaft ausdehnten, z. B. im Tirol, überall diese und nicht die deutsche Sprache die herrschende geblieben ist. Auch dieses Volk, welches bereits nach zwei Jahrhunderten sich den Franken unterwerfen musste (776) hat zur

*) So zweimal in das Wallis (569, 574), einmal über den Bernhard, das anderemal über den Simplon, wenn nämlich Ossola sich auf Domo und nicht auf Aosta bezieht.

**) Wenn sie auch schon noch lange ihr eigenes Recht beibehielten (die letzte Spur ist von 1125), bis die gänzliche Verschmelzung überhand nahm.

Verbreitung der deutschen Ansiedlungen und Sprache im Alpengebirge nichts beigetragen.

Noch viel weniger geschahe diess von den Franken selbst, die eigentlich ausser Deutschland nirgends Niederlassungen angelegt, sondern blos durch die Klugheit ihrer Könige und Hausmeier und mit Hülfe der Heere bereits unterworfenen Völker ein Land nach dem andern erobert haben. Ihr eigentliches Vaterland waren die Ufer des Niederrheins gewesen (Ufer-Franken), später hatten sie sich am Mittelrhein (Rheinfranken) und am Main (Ostfranken) ausgedehnt. Vom Niederrhein aus hat ihr König Chlodowig, anfangs mit nicht mehr als 20,000 Kriegeren, ganz Nordfrankreich und dann Alemannien bezwungen, hierauf seine Nachfolger die Westgothen und Burgunder, die Thüringer, die Baiern, die Sachsen und endlich auch die Longobarden, und Alles ihrem Reiche einverleibt. Aber nirgends haben die Franken diese Reiche selbst bewohnt, sondern solche durch Beamte, die schon frühe erblich wurden, blos regiert, und zwar waren diese Beamte öfters noch aus dem Lande der Ueberwundenen selbst gewesen, wenn sie sich den Franken willfährig gezeigt hatten. Sie liessen Allen ihre Sprache, Sitten und Rechte, zufrieden, wenn sie ihre Abgaben entrichteten und zu ihren Feldzügen ihr Volk lieferten, und hatten also auf Bevölkerung und Sprache keinen Einfluss, im Gegentheil, auch sie haben in allen Ländern, die vor ihrer Eroberung romanisch waren, selbst dieser Sprache unterliegen müssen. Sie blieben nur in ihrem eigenen Lande deutsch, und welches andere Land vor ihrer Eroberung schon deutsch gewesen war, ist es während derselben ebenfalls geblieben. Hingegen scheint es, dass gerade durch den Einfluss der Frankenherrschaft die weitem Fortschritte der Alemannen und Baiern zur Ausbreitung ihrer Niederlassungen und Sprache im Hochgebirge eher gehemmt als gefördert worden seien, indem man erst nach Auflösung des mächtigen Frankenreiches, als alle unterworfenen Völker sich wieder unabhängig machten, im Gebirge ein mehreres Vorkommen von deutschen Orts- und Personennamen wahrzunehmen vermag.

Aus allen vorgenommenen Untersuchungen geht einfach die Thatsache hervor, dass einzig die deutschen Volksstämme der Baiern und Alemannen es waren, welche dem Hochgebirge die deutsche Bevölkerung gegeben haben.

Die Alemannen und die mit ihnen vereinigten Sueven oder Schwaben, welch' letzterer Name nach Auflösung des fränkischen Reiches wieder den Vorrang erhielt, hatten das von ihnen eroberte Land auf ganz andere Weise, wie die vorgenannten Völker behandelt. Sie werden als äusserst wild und roh geschildert und hatten lange eine entschiedene Abneigung gegen das Christenthum *), vernichteten alle bisherige Kultur, machten Alles, was ihrem Schwerte entrann, zu Leibeigenen und zwangen denselben ihre Sprache und Sitten auf, so dass die Ausdehnung ihrer ersten Eroberungen (Rhätien wurde erst viel später mit ihnen vereinigt) fast ganz genau nach der Sprachscheide bezeichnet werden kann. Ihre Grenzen dehnten sie anfangs bis zum Niederrhein (und bis zur Lahn) aus, doch die Franken entrissen ihnen nicht nur den ganzen Mittelrhein bis zur Murg und Oos (bei Baden-Baden), so dass das Herzogthum Alemannien fast nur auf das nachherige Hochstift Constanz beschränkt blieb, sondern sie machten sich auch das ganze alemannische Volk unterwürfig (von 496—504), bis an denjenigen oben (S. 49, 50) erwähnten Theil, der sich in Rhätien unter gothischer Herrschaft niedergelassen hatte.

Doch geht aus den vorhandenen Quellen nicht gerade hervor, dass die unterworfenen Alemannen auf die gleiche Weise von den Franken behandelt wurden, wie sie selbst mit den von ihnen unterjochten Völkern umgegangen waren. Es mögen blos einzelne fränkische Grosse mit Ländereien in Alemannien begabt worden sein und dadurch den Antheil der allemannischen Edeln verkürzt, auch mancher der letztern wohl seine Güter ganz eingebüsst haben, wenn er sich in einen Aufstand einliess,

*) Gallus und Columban fanden 610 am obern Zürichsee noch Alles heidnisch; als sie 540 mit den Franken in Italien einfielen, waren Menschenopfer noch bei ihnen üblich; Procop B. G. II. 25.

wie solches sehr oft vorgekommen sein muss. Desswegen wurde denn auch, um Aehnlichem vorzubeugen und die Einheit der Nation zu brechen, im Jahr 748 das Herzogthum Alemannien, das unter einheimischen Fürsten unter fränkischer Oberherrschaft 250 Jahre fortgedauert hatte, aufgehoben, und die einzelnen Oberhäupter (Gau-Grafen) unter Aufsicht jährlich wiederkehrender Beamten (*missi dominici*, *missi camerae*, Kammerboten) gestellt. Erst nach Auflösung des Frankenreichs gaben sich die Schwaben wieder einen Herzog und erlangten allmählig, besonders zur Zeit der Hohenstaufen, wieder ihre frühere Wichtigkeit.

Die Grenzen des nunmehrigen Schwabens zogen sich von Baden-Baden nach Heilbronn, von da nach Augsburg und dem Lech entlang*) bis zum Vorarlberg, wo vier verschiedene Stifter, Brixen in Baiern, Constanz und Augsburg in Schwaben und Chur in Rhätien, zusammenstiessen, und von da längs dem Gebirge und Bodensee. Die ferneren Grenzen in der jetzigen Schweiz und dem Elsass waren wegen der verschiedenen Ausdehnungen des neuburgundischen Reiches nicht immer die gleichen geblieben. Was aber Schwaben auf dieser Seite verlor, war ihm durch die Einverleibung des Hochstifts Chur oder von Hohen-Rhätien, die schon während der Frankenherrschaft stattgefunden (843**), wieder ersetzt worden. Bis dahin hatte Rhätien noch immer zu Italien gehört, die Bischöfe von Chur, Brixen und Trient waren unter der Metropole von Mailand gestanden***), das Land hatte unter

*) Die im Ober-Innthal und östlich vom Lech wohnenden Alemannen waren Baiern einverleibt worden und hatten baierisches Recht angenommen, während im Gegentheil diejenigen Baiern, welche in dem Ober-Etschthal sich niederliessen, das zu Chur und Alemannien gehörte, alemannisches Recht annahmen (Steub).

**) 842 war Rhätien noch nicht Alemannisch, 847 gehörte es bestimmt dazu, wahrscheinlich in Folge des Vertrags von Verdun. S. *Heinr. Escher*: Ueber die Theilungen des fränkischen Reiches, im schweiz. Museum. Zürich, 1838. Bd. 2. S. 50.

***) Hernach kam Chur zur oberdeutschen Kirchenprovinz Mainz, Brixen zur alt-baierischen Kirchenprovinz Salzburg, Trient blieb lombardisch.

Gothen*) und Franken ganz die römische Verwaltung beibehalten unter einem praeses, der erst 773 durch einen Gaugrafen ersetzt wurde**); aber auch unter diesen hatte der Geist der Verwaltung ein mehr römisches als deutsches Gepräge beibehalten***) und man unterschied immerfort zwischen dem Rechte der Alemannen und der Romanen†). Auch die Sprache war fast überall romanisch verblieben††) und wollte lange der deutschen nicht weichen, welches besonders im Hochstift Chur bis zum heutigen Tage noch nicht erreicht worden ist.

Indessen wird es nothwendig werden, die allmälige Deutschwerdung des Hochgebirgs in dessen einzelnen Theilen nachzuweisen.

Das Hochstift Chur hatte zu Grenzen:

1) Oestlich vom Rheine den Vorarlberg und das Gebirge, welches den Walgau von dem Bregenzer Walde scheidet. St. Gerold, Pludasch, Montfort, Jagdberg, Götzis waren alle rhätisch und die letzten Spuren der romanischen Sprache fingen im hintern Walgau erst zu Gulers Zeiten (1620) an gänzlich zu verschwinden. Fast alle Ortsnamen lauten jetzt noch rhätisch, welches noch zu Tschudi's Zeiten die Sprache der »Walen« ge-

*) Diese nannten die Rhätier immer „provinciales nostri.“

**) In welchem Verhältnisse diese praesides zu den alemannischen Herzogen gestanden, ist ungewiss; in keinem Falle war der Einfluss letzterer von Bedeutung. Die praesides waren wahrscheinlich aus einer alten rhätischen Familie aus dem Domleschg, die während 200 Jahren sechs praesides und mehrere Bischöfe zählte. Hernach wurden, wie im Wallis, meistens die Bischöfe von Chur mit der Grafenwürde belehnt.

***) S. Zellweger, der Einkünftenrodel des Bisthums Chur aus der Zeit von 950 — 1050, im IV. Bande des schweiz. Geschichtsforschers. Bern, 1821. S. 171.

†) In einer Urk. von 920: „judicaverunt omnes Romani et Alemanni.“

††) Nicht nur wurde auf der Mainzer Synode (847) darauf aufmerksam gemacht, dass hier das Romanische vorherrsche, s. Eichhorn hist. Episcop. Curiensis, sondern auch 100 Jahre nachher kann man noch fast keine deutschen Orts- und Personennamen wahrnehmen, ausgenommen in dem Testamente des Bischofs Tello vom J. 766, das aber von den Meisten für unächt oder für sehr interpolirt angesehen wird.

nannt wurde. Daher mag wohl auch dieser Landstrich von den Deutschen den Namen Walgau (der untere Theil hiess Nebelgau) erhalten haben *), der einen Theil des Churwalen-Gau ausmachte, wie denn auch einer der rhätischen Seen (lacus rivanus) von den Alemannen den Namen »Walensee« und der dortige Hafen (portus rivanus) »die Walenstatt« genannt worden ist (1045). Das Ueberhandnehmen der Deutschen in dieser Gegend ist zum Theil dem Einflusse späterer deutscher Ansiedlungen aus Wallis zuzuschreiben, worüber der 5. Abschnitt das Nähere enthalten wird.

Hingegen im Bregenzer Walde und nördlich finden sich ausschliesslich nur deutsche Ortsnamen, welches auf eine uralte deutsche Bevölkerung schliessen lässt, und wesshalb auch dieser Strich von Einführung des Christenthums an, dem ganz alemannischen Bisthum Constanz einverleibt worden ist. Es war vermuthlich die oben (S. 49) erwähnte erste deutsche Ansiedlung im Hochgebirge, in einer vorher entvölkerten Gegend.

Eine lange Zeit, wenigstens bis zum XI. Jahrhundert (Tschudi weiss den Zeitpunkt nicht anzugeben), gehörte auch noch Bregenz, Fussach und Staad zu Rhätien — wie denn schon vor und während der Römerzeit dasselbe immer von dem Bodensee begrenzt gewesen war.

2) Westlich vom Rhein muss Appenzell (vielleicht auch Toggenburg und Thurgau bis Pfyn) ehemals zu Rhätien gehört haben. Im K. Appenzell sind noch mehrere romanische Berg- und selbst Ortsnamen (z. B. Clanx, Gais, Gonten, Urnäsen). Doch mag das Land, ehe es von den Alemannen besetzt ward, nur äusserst wenig bewohnt gewesen und daher sehr bald ausschliesslich deutsch geworden sein. Als im Jahr 1070 die Kirche von Appenzell geweiht wurde, geschah diess durch den Bischof von Chur, jedoch mit Einwilligung des Bischofs von Constanz, welches auf früher bestrittene Grenzverhältnisse schliessen lässt, um so mehr, als der Arbon-Gau, welcher die Gegend

*) In neuerer Zeit haben Etliche den Namen Walgau oder Allgäu nicht mehr von den Walen herleiten wollen, jedoch mit Gründen, die mich nicht gänzlich überzeugen können.

um Arbon, von Salmsach bis an den Sentis, umfasste, erst um 850 mit Thurgau oder Schwaben vereinigt worden ist.

3) Der ehemals rhätische Rheingau, später das Rheinthal genannt, war nie zum Thur-, sondern zum Linzgau gezählt worden, und die Grenze ging von Schwarzenegg (im Kanton Appenzell) dem Bach nach bis zum Einfluss des Rheins in den Bodensee, der ehemals viel weiter oben stattfand als heut zu Tage. Erst später, vielleicht ebenfalls zu Ende des XI. Jahrhunderts *), ward die Grenze von Chur und Rhätien bis zum Camor und Montigeln, Götzis gegenüber, festgesetzt. Unter-Rheinthal war gewiss sehr frühe ganz deutsch geworden. Hingegen fand man noch im Jahr 948 im ganzen obern Rheinthal äusserst wenige deutsche Namen, die unter einer Menge romanischer Ortschaften zerstreut lagen. Selbst Wildhaus im obersten Toggenburg ward bis 1310 noch zu Rhätien gerechnet und in der Umgebung sind viele romanische Benennungen zu finden.

4) Vom Camor aus zog sich die altrhätische Grenze über Wildhaus längs dem Gebirge nach Gommiswald, Benken, Schännis, so dass fast der ganze St. Gallische Seebezirk, Gaster, Werdenberg, Ober-Rheinthal und Sargans immerfort kirchlich und bis zur Stiftung der grauen Bünde (bis 1436) auch politisch zu Rhätien gehörten, und jetzt noch fast alle Orts-, ja noch viele Geschlechtsnamen romanisch geblieben sind. Doch hat die deutsche Sprache überall schon vor dem XIII. Jahrhundert sich zur herrschenden machen können.

5) Glarus wurde noch viel früher gänzlich deutsch, und schon vom XIII. Jahrhundert an werden rhätische Namen nicht mehr wahrgenommen. Doch tragen der Hauptort **) und mehrere andere, sowie die Gebirge, immerfort die Spuren ihrer ersten

*) Zellweger im V. Bande des schweiz. Geschichtsforschers glaubt erst im XV. Jahrhundert, da in mehreren Urkunden immer noch die alten Grenzen angeführt werden.

**) J. v. Müller verwirft die Ableitung von St. Hilarius und macht darauf aufmerksam, dass derselbe in Graubünden und Norditalien (als Glarea, Ghiara) auch noch vorkomme.

Ansiedler. Auch in der Legende St. Fridolins lässt man denselben vor dem rhätischen Landgerichte sein Recht nehmen. Um so mehr muss auffallen, dass im Jahr 1026 Urnen, Biltten und Kerenzen wieder vom Bisthum Constanx getrennt und Chur zugeschieden wurden, sei es in Folge älterer Ansprüche, oder als Abtausch für die am Bodensee abgetretenen Stücke.

6) Die weitere Grenze lief den jetzigen Landmarchen von Schwyz und Uri entlang bis Göschenen, und umschloss also Ursern, worin bis zu seinem Bündniss mit Uri (1415) romanisch gesprochen wurde und welches erst seither die deutsche Sprache angenommen hat, auch bis 1785 immerfort in Lebensverhältnissen mit Dissentis in Rhätien stand und stets beim Bisthum Chur geblieben ist.

7) Hierauf folgte sie dem Hauptgebirge. Doch müssen (bis 995) Misox (terminus Alemanniae), Cleven und Bregell, wenn auch nicht zum Stift Chur, doch wenigstens zum Comitatus Rhaetiae gehört haben und erst später davon getrennt worden sein *).

Puschlav war mit Veltlin und Worms schon vor 803 vom Stifte getrennt und mit Como vereinigt worden, Tessin und das Ossolanische wahrscheinlich schon zur gothischen Zeit. Das Romanische hatte dort überall dem Italienischen weichen müssen, so dass bloss die Ortsnamen und viele einzelne Ausdrücke den früheren Verband wahrnehmen lassen.

8) Vom Ortler oder Stilsfer Joch weg dehnte sich das Bisthum Chur bis vor wenigen Jahrzehenden bis über Meran **) und bis zum Staufer Joch, also über das ganze Oberetsch- und Passeyrer-Thal aus, selbst auch über das oberste Paznaun,

*) Der Bischof von Chur behielt noch lange (bis 1200) weltliche Rechte jenseits des Gebirges, selbst bis Bellenz (Salis). Noch später kam ganz Veltlin wieder an Graubünden.

**) Auch Schloss Tirol, von dem das Land den Namen hat, war noch im XI. Jahrhundert in weltlicher Beziehung von Chur abhängig, und hinwieder erstreckte sich das jetzt Tirolische Gericht Nauders das ganze Mittelalter hindurch auf das gesammte untere Engadin bis Pontalto. (Seit 1070. *J. Utr. v. Salis-Seewis* hinterl. Schriften. Chur, 1834.)

dessen Höfe in das Engadin pfarrgenössisch waren, und erst, als sie zu eigenen Pfarreien anwuchsen, nach und nach deutsch zu sprechen angefangen haben.“ In unbekannter Zeit gehörte noch ein Strich Landes am Inn unter Finstermünz ebenfalls zu Chur.

Hohen-Rhätien umfasste daher noch immer fast ganz Graubünden, Theile von Uri, Glarus, St. Gallen, Vorarlberg und Tirol. Es bildete in Hinsicht auf Verwaltung einen eigenen Bezirk unter dem Namen Churwalengau (Curwalaha, 1045, Comitatus Rhaetiae, pagus Rhaetiae Curiensis), dessen Graf oft der Bischof selbst war, der aber unter der Schirmvogtei der Grafen von Bregenz, nachher derer von Pfullendorf gestanden ist. Dieselben verwalteten auch das Landgericht, das schon seit dem IX. Jahrhundert zu Rankwil bei Feldkirch (früher zu Müsinen, später in Feldkirch) seinen Sitz hatte und dessen Beisitzer aus den vornehmsten rhätischen Herren gewählt waren, und das vom Bodensee und Thurgau bis zum Crispalt, Lucmanier, Septimer und Vorarlberg zu richten hatte, später aber an Ansehen immer mehr verlor und nur noch von den benachbarten Deutschen benützt wurde, indem die mächtigeren Landbesitzer im romanischen Lande, oberhalb der Landquart, deren selbst der Bischof als Graf sich nicht mehr erwehren konnte, sich (schon seit 1079) vom Gauverbande immer mehr losgerissen hatten.

Während indessen die an das übrige Deutschland anstossenden Gebiete von Rhätien, besonders die im offenen Lande liegenden, sich bis zum XIV. Jahrhunderte sämmtlich die deutsche Sprache angeeignet hatten, bedurfte und bedarf es noch einer viel längern Zeit, bis dieselbe auch im gebirgigen Theile, besonders in der Nähe der italienischen Sprache, mehreren Eingang zu finden vermochte. Der Anfang geschah durch einzelne deutsche Colonien, welche öde Stellen urbar gemacht haben und von den Gutsherren entweder freiwillig herbei gerufen oder willkürlich aus der Zahl entlegener deutscher Leibeigenen dieser Edelleute dahin verpflanzt worden waren. Zu den letztern gehören unter andern Mutta und Sils an der Albula, zu den ersteren die aus schwäbischen Landleuten

bestehende Colonie am Hinterrhein *) und die später zu berührenden Walser-Colonien (seit 1250), — ungewiss auf welche Weise: die Deutschen zu Obersax, Valendas, Vrin, Carrera, Islen, Versam, Deusch, Ux am Oberrhein, im Savier Thal, Vals am Platz, Zavreila, Tarasp, Avers, Tschapina u. s. w.

Lange ging es aber, bis das rhätische Volk selbst in Graubünden diese Sprache annahm, welches vielleicht auch aus Hass gegen seine deutschen Unterdrücker nicht eher geschehen mochte und erst freiwillig seit Begründung der Freiheit (1400) geschehen ist. Denn erst von dieser Zeit her meldet Tschudi (in seiner um 1530 geschriebenen alpinischen Rhätia) etwas von dem wirklichen Eingange der deutschen Sprache im Graubündner Lande, indem er sich also ausdrückt:

»Die Rhätier nennen sich selbst Romanische, wir Deutschen nennen sie aber Churwälsch *). Der Rhätier Sprach ist innert 150 Jahren merklich abgegangen und die deutsch zugenommen, als noch täglich geschieht. Denn wenig über Menschengedenken ist in der Stadt Chur und weiter hinab noch alles welscher Sprach gewesen, ebenso im Prättigau, Schanfik, und jetzt ist das Deutsche angenommen. Ihr Sprach ist nit zum Schreiben eingerichtet, denn sie schreiben Brief und Schrift alle auf Latein, jetzt mehrentheils deutsch.«

Vorher sah man (seit dem XI. Jahrhundert) zwar das ganze rhätische Land vom Gotthard weg durch Graubünden und Tirol bis zu den Slaven (und auch unter diesen) mit einer Menge Schlössern und Herrschersitzen bedeckt, die mitten unter lauter romanisch lautenden Ortschaften fast ausschliesslich deutsche Namen tragen ***) und von deutschen Edelleuten bewohnt waren.

*) Nach Normann schon zu Friedrichs I. Zeit, zu Bewahrung des Passes, nach Salis erst zu Friedrichs II. Zeit angelegt; sie begaben sich 1277 freiwillig unter den Schutz der Freiherren von Vaz.

**) Vom Chur-Walen-Gau, woraus „Kuderwelsch“ geworden ist.

***) Wenn einige Edelsitze, wie Belmont, Realt, Juvalta, Montfort, Paspels, Vals u. s. w. romanische Namen führen und sich deren Besitzer darnach nannten, so können letztere dennoch Deutsche gewesen sein, die von irgend einem uralten Castell, das schon vor der deutschen

Aber die ganze Bevölkerung war ihnen fremd geblieben und blieb bei ihrer Sprache, so lange sie dort regierten und sich an das Volk nicht anschlossen, während seit der Befreiung von ihrer Herrschaft bereits zwei Fünftheile von Graubünden die deutsche Sprache angenommen haben. Die Zersplitterung des Landes in eine Menge kleiner Gemeinwesen mag es allein erklären, warum die Hälfte des Volkes noch romanisch geblieben ist.

Was die deutsche Bevölkerung im Tirol oder dem östlichen Rhätien anbetrifft, so war dieselbe, wie schon erwähnt (mit Ausnahme des oben S. 49 berührten Striches), von Baiern ausgegangen, die nach der Besiegung der Ostgothen davon Besitz genommen hatten. Allein diese Besitzergreifung hatte nicht alsobald auch eine durchgängig deutsche Bevölkerung zur Folge gehabt*), sondern war mehr eine Ausdehnung der Herrschaft der Agilolfingen (der baierischen Herzoge) gewesen, die erst später Veranlassung zu einer allmäligen Deutschwerdung dieser Lande geworden ist. Derselben wurde schon unterhalb Botzen, wo ein baierischer Graf im Namen seines Herrn das Land verwaltete, ein Ziel gesetzt, indem die Könige der Longobarden sich Trients bemächtigten und dort anfangs einen Herzog zur Bewahrung der Grenze aufgestellt hatten. Bei den jetzigen Dörfern Mezzolombardo und Mezzotedesco wurden die Marken (Ziele, metae) beider Länder bestimmt, die denn später auf längere Zeit auch zu Sprachgrenzen geworden sind**). Aber auch die Slaven oder Wenden, welche bereits (im VI. Jahrhundert) ganz Noricum erobert hatten, suchten den Deutschen den Besitz des Alpengebirges streitig zu machen. Bereits vor 600 n. Chr. war von ihnen das ganze jetzt sogenannte Puster-

Eroberung erbaut war, sich genannt haben mögen, wie auch in französisch Lothringen und Elsass wahrgenommen wird.

*) Noch weniger fand sie schon eine solche vor, wie Etliche behaupten wollen.

**) Jetzt nicht mehr. Wie vorher die deutsche Sprache über diese Marken hinaus bis Trient und weiter vorgedrungen ist, so jetzt die italienische, die besonders auf dem westlichen Ufer der Etsch bis Botzen immer mehr überhand nimmt. (Steub.)

Thal *) erobert oder verwüstet worden, und nur mit äusserster Mühe gelang es den Agilolfingen bis 770, sie bis Anras, vier Stunden oberhalb Lienz, bis zur Mühlbacher und Toblacher Klause zurückzudrängen. Später wurden sämtliche von ihnen im Tirol bewohnten Dörfer deutsch (die slavischen Ortsnamen sind aber nicht erloschen), ebenso ein Theil von Steiermark, Kärnten und Krain, aber der grössere (südliche) Theil der dortigen Alpenbevölkerung ist seither slavisch geblieben **).

Auch scheint das uralte aber romanisirte Alpenvolk der Breonen am Brenner, die noch unter Theodorich die Miliz gegen die Deutschen gebildet hatten, sich noch lange in einer Art Unabhängigkeit oder Absonderung von denselben befunden zu haben. Noch 828 (930) finden sich dieselben als *Pregnarii*, *cives romani* bezeichnet.

Ueberhaupt wurde selbst im XI. Jahrhunderts das Land südlich des Gebirges noch immer als zu Italien gehörend betrachtet und blieb lange romanisch ***). Eben so viele Thäler im Ober-Innthal. Auch im Norden des Gebirgs, im Unter-Innthal, bis Schwatz, sogar bis Rattenberg und bis zu den Quellen des Lech, wohin die älteste Einwanderung aus Baiern und Schwaben geschehen ist, haben sich noch eine Menge romanische Ortsnamen erhalten, und vollends Bergnamen bis in das Pinzgau hinein, welch Alles auf eine lange gemischte Bevölkerung oder langsame Deutschwerdung schliessen lässt. Bloss im Pas-

*) Vom slavischen Wort *Pust*, Wüste, also genannt.

**) Bereits oben S. 23 u. 24 ist bemerkt, dass etliche Schriftsteller schon vor den Römerzeiten eine slavische Bevölkerung dortiger Gegend angenommen haben, während andere erst dann das Vordringen von Slaven annehmen, nachdem bei der Völkerwanderung deutsche Stämme jene Gegenden verlassen hatten.

***) z. B. St. Valentin und Burgeis im Etschthal noch 1140. In den Gemeindeladen von Glurns und Mals sind viele romanische Akten aus späterer Zeit; auch 1616 war dort das rhätische nicht verschwunden, in Nauders auch später noch nicht — vor sechs Generationen sprach man in Schlanders, vor vier in Schlinig, vor drei in Taufers und Graun noch romanisch, in Martinsbruck jetzt noch. Im hintersten Walgau und Paznaun verschwand dasselbe erst zwischen 1550—1620. Von Gröden s. Seite 67.

seyrer, Ultner, Sarner, Meraner Thal von Laatsch an scheint eine rein deutsche Bevölkerung durch Einwanderung von deutschen Colonien in entweder vorher gänzlich unbewohnte oder verödete Landstriche angenommen werden zu können. Sonst überall Mischung, indem entweder Deutsche auf Nebenhöfen eines romanischen Dorfes oder selbst in grössern Orten sich ansetzten und durch ihren Einfluss allmählig die ganze Gemeinde zu Deutschen machen konnten *), oder dadurch, dass die Deutschen in einem Thal von oben oder von unten her immer weiter vorrückten und so das Romanische verdrängten (wie im Duxer- und Oetzthal), oder endlich durch den Einfluss der Geistlichkeit **). Dieser gleiche Einfluss lässt sich auch bei den geringen Ueberresten der romanischen oder ladinischen Sprache an den östlichen Grenzen Tirols gegen Italien zu, im Enneberger und Grödner Thale ***) verspüren. Immer mehr ist das Deutsche auf der einen, das Italienische auf der andern Seite im Zunehmen, so dass diese immer kleiner werdende Sprachinsel bald gänzlich verschwunden sein wird und heut zu Tage nur noch fünfzehn ladinische Gemeinden zählt.

Hinwieder haben sich auch ausser den Grenzen der ehemals baierischen später österreichischen Herrschaft von Tirol deutsche Ansiedlungen bilden können, und zwar nicht nur im Bisthum Trient, sondern auch in demjenigen von Padua, in den Gebirgen auf beiden Seiten des Etschflusses, ja selbst bis auf wenige Stunden von Verona und längs der Brenta bis in die Nähe von Vicenza. Sie hatten meistens dem verlängerten Aufenthalte von Bergleuten, Kohlenbrennern, Holzfällern, Flössern und Zimmerleuten ihre Entstehung zu verdanken, die sich ge-

*) So in Botzen bis 1315. In Trient und Roveredo gelang es aber nicht, da mussten die Deutschen nachgeben.

**) Um das Jahr 1606 — 1640 nöthigte der Abt von Marienberg die Leute von Schlinig, deutsch zu werden, da er keine romanische Geistliche für sie bekommen konnte. An andern Orten geschah das Gleiche zu dem Zwecke, um die Leute den romanischen Engadinern gänzlich zu entfremden, die reformirt worden waren.

***) Von den Deutschen „Krautwälsche“ genannt.

wöhnlich in früher ganz unbewohnten, mit Wald bedeckten Gegenden aufhielten, solche sodann urbar machten, sich dort niederliessen und eine Zeitlang mit Italienern unvermischt erhalten konnten. Allein jemehr diese früher unzugänglichen Landstriche dem Verkehre geöffnet wurden und mit den benachbarten italienischen Gemeinden in Berührung kamen, die Verbindungen mit Deutschland aber immer mehr aufhörten, um so weniger vermochten sich Eigenthümlichkeiten in Sitten und Sprache bei diesen Deutschen auf die Länge zu erhalten, und haben allmählig dem Italienischen weichen müssen, woran die gänzliche Gleichgültigkeit dieser Leute in jedem andern Bezuge als auf den täglichen Erwerb, ihre vereinzelte Lage und der Umstand, dass fast keine deutsche Gemeinde von andern als gerade an sie anstossenden nur die mindeste Notiz nahm, die meiste Schuld tragen mögen. So haben nur zwei deutsche Gemeinden am obersten Abhange des Val di Non ihre Sprache bewahrt, ferner in fünf Sprachinseln östlich von Trient und Roveredo 12—15 andere Gemeinden, deren Bewohner aber jetzt ebenfalls geneigt scheinen, sich die italienische Sprache anzueignen. Ausser diesen haben die meiste Berühmtheit erhalten die sogenannten VII Gemeinden bei Vicenza und die XIII Gemeinden bei Verona, weil sie nicht wie die andern zerstreut waren, sondern einen abgerundeten, lange nur von ihnen selbst bewohnten Landstrich bildeten, der auch in politischer Beziehung nicht ohne Bedeutung geblieben ist. Ihre erste Erwähnung fällt in die Zeit der Freiheitskämpfe der italienischen Städte zur Zeit Friedrichs I. und II. (zwischen 1150—1220). Bis zum Jahre 1797 sind dieselben unter dem Schutze der Republik Venedig in einer Art Unabhängigkeit geblieben, welche eben den zerstreuten Gemeinden nicht zu Statten kam, und die auch auf längere Erhaltung ihrer Sprache nicht ohne einigen Einfluss gewesen ist. Allein der tägliche Umgang mit ihren italienischen Nachbarn, die Vermehrung der Volkszahl, die der unfruchtbare Boden nicht mehr zu nähren vermochte und sie nöthigte, den üblichen italienischen periodischen Auswanderungen nachzugehen, die Vermischung durch Heirathen (welches sie früher

sorgfältig zu vermeiden suchten) hatten auch schon in frühern Jahrhunderten einen solchen Einfluss auf sie gewonnen, dass nur noch die innersten ihrer Dörfer, kaum der vierte Theil ihrer Gesamtzahl von 50,000 Seelen noch deutsch gesprochen und auch dieses immer mehr mit italienischen Wörtern, Grammatik und Betonung vermengt hat. Seitdem nun vollends ihre Selbstständigkeit ein Ende genommen, sie in Allem ihren italienischen Nachbarn gleich gestellt worden, ist diese Abnahme so schnell erfolgt, dass vielleicht in wenigen Geschlechtsfolgen das Deutsche dort gänzlich verschwunden sein wird.

Es scheint dasselbe am meisten mit demjenigen des baierischen Hochgebirges bei Schliersee und Tegernsee übereinzustimmen, und hat trotz der starken italienischen Vermengung, wegen des immer mehr abnehmenden Zusammenhanges mit ihren Landsleuten, noch eine Menge Wörter und Formen beibehalten, die dem mittelalterlichen Deutschland angehören und auf eine Einwanderung in frühern Zeiten, etwa dem XI. und XII. Jahrhundert, schliessen lassen.

Einen hauptsächlichen Theil ihrer Berühmtheit und des ihnen gewordenen Interesse haben aber diese Leute dadurch erhalten, dass sie lange Zeit, wie auch schon in der Einleitung erwähnt worden, für die ächten Nachkommen derjenigen Cimbarn gehalten worden sind, welche in jener Gegend (100 n. Chr.) eine Niederlage erlitten haben, und auch dadurch, dass sie selbst hartnäckig an diesem Namen festhalten, seitdem ihnen dieses von allen Seiten behauptet worden ist*). Eine Widerlegung dieser Ansicht wird ganz überflüssig erscheinen nach demjenigen, was der grosse Sprachkenner Schmeller und die neuesten Forschungen italienischer Gelehrten darüber geliefert haben. Es sei hinreichend, zu bemerken, dass in ihrer Sprache kein Dutzend Wörter vorkommen, die nicht in jedem italienischen oder mittel- oder neu-hochdeutschen Wörterbuche, wenn

*) Um das Jahr 1418 und später begnügten sie sich noch, einfach sich „Deutsche, Theotisci“ zu nennen; ungefähr von 1559 an aber antworteten sie auf die Frage, wer sie seien: „bir (wir) saind Cimbarn.“

auch in etwas modificirter Form zu finden wären, und dass dieses Volk zu dem gleichen Stamme gehöre, welches von Baiern und Schwaben aus Tirol und die andern österreichischen Lande bevölkert habe.

Soweit über die Anfänge und das weitere Vordringen der deutschen Sprache im Alpengebirge innerhalb der Grenzen der alten rhätischen Provinz.

Von dem übrigen Theile der Alpen ist blos das Gebiet der Urkantone, von Luzern, des Berner Oberlandes, Oberwallis und einige Theile von Freiburg, oder so weit die Alemannen und ihre Colonien vorrückten, deutsch geworden, alles Andere, oder derjenige Theil, den die Burgunden gleich von Anfang an den Alemannen streitig gemacht haben (407—432), sowie die Strecke von dem grossen Bernhard bis Nizza, immerfort romanisch geblieben.

Von den deutsch gewordenen westlichen Alpen können aber blos diejenigen Theile Gegenstand einer Untersuchung werden, über deren deutsche Bevölkerung abweichende Meinungen obwalten, nämlich die Urkantone, das Oberland und Oberwallis, indem über die erste deutsche Bevölkerung von Luzern und des nördlichen Kantons Bern und von Freiburg weder besondere Nachrichten vorhanden sind, noch auch irgendwo eine Erörterung darüber angehoben worden ist, als ob dieselben nicht schon zur Römerzeit bewohnt gewesen und von den Alemannen gleich im Anfange, wie die übrigen Theile der deutschen Schweiz, besetzt worden seien, wesshalb auch nur die erstern uns ausschliesslich beschäftigen sollen.

4. Von der ersten Bevölkerung der schweizerischen Urkantone, des Berner Oberlandes und des Oberwallis.

Nachdem bisher immer nur im Allgemeinen von der Völkergeschichte des Hochgebirges und hauptsächlich von Helvetien und Rhätien gehandelt worden, so schreiten wir nunmehr zu den Untersuchungen über denjenigen einzelnen Theil derselben, nämlich über die erste Bevölkerung von Uri, Schwyz, Unter-

walden, Oberhasli, Oberwallis und ihrer Colonien, über deren besondere Abstammung am meisten von den schweizerischen Geschichtschreibern berichtet worden ist, und rücksichtlich derselben auch bekanntlich die verschiedensten Meinungen geäußert worden sind.

Bereits in dem ersten Abschnitte haben wir eine Uebersicht dieser Meinungen zu geben versucht, und dann in dem zweiten zuerst diejenigen erwähnt, welche (seit Tschudi) darauf bestehen, dass diese Gegenden schon von uralten Zeiten her, lange vor der Bezwungung des ganzen Alpengebirges durch die Römer, beständig bewohnt gewesen und dass diese Bewohner aus Tauriskern und dann aus Cimbern, den Stammvätern der jetzigen Bewohner, bestanden seien, welche selbst unter der Römerherrschaft ihre Unabhängigkeit bewahrt haben sollen. Wir haben die Gegengründe davon augenscheinlich zu machen gesucht, indem darüber alle urkundlichen Beweise gänzlich abgehen und die vorhandenen Urkunden eine viel spätere Bevölkerung voraussetzen, und werden also hierauf nicht mehr zurückkommen.

Sodann haben wir im dritten Abschnitte getrachtet, zu untersuchen, wann überhaupt zum erstenmale Deutsche sich im Gebirge niedergelassen haben möchten, und welche von den vielen deutschen Völkerschaften, welche die Alpengebirge je berührten, ihren Beitrag zur Bewohnung desselben könnten abgegeben haben, und sind hierauf zu dem Ergebnisse gelangt, dass ausser den Alemannen und Baiern sich keine Niederlassung eines andern deutschen Stammes im Gebirge, wenigstens in bedeutender Zahl, nachweisen lasse, und dass erst noch diese Niederlassungen im Gebirge im Allgemeinen lange Zeit nach der Völkerwanderung und sehr allmählig erfolgt sein mögen.

Diesen bisherigen Untersuchungen soll sich denn nun also im gegenwärtigen vierten Abschnitte eine Prüfung derjenigen Meinungen anreihen, welche für die Bewohner des grösseren Theiles der Urkantone und des Oberlandes eine andere als eine alemannische Bevölkerung, sondern im Gegentheil eine weit entfernte in Anspruch nehmen möchten, eine Bevölkerung,

die erst noch zufolge der Meinung vieler Schriftsteller in bedeutender Zahl und in sehr früher Zeit erfolgt sein solle.

Es wird daher erforderlich werden, jener Meinung von ihrem ersten Vorkommen an in Schriften und Sagen sorgfältig nachzugehen, und dann diesen Berichten eine Prüfung derselben und eine urkundliche Untersuchung über das erste Vorkommen der Bevölkerung folgen zu lassen.

Die ältesten noch vorhandenen Geschichtschreiber, welche der Waldstätte erwähnen, sind bekanntlich Johannes der Mönch von Winterthur, und Justinger von Bern, welche aber von Person den drei Ländern fremd waren und sich keine Mühe gegeben haben, über den frühern Zustand des Volkes Nachrichten einzusammeln, sondern sich begnügten, uns von ihren Streitigkeiten mit dem Hause Habsburg und Einsiedeln und ihren ersten Bündnissen zu unterrichten, welche Fragen aber in dieser Abhandlung nicht zur Sprache kommen können.

Der erste uns theilweise erhaltene Geschichtschreiber aus den Ländern selbst, welcher Berichte über den Ursprung seines Volkes geliefert, oder wenigstens zu liefern versucht hat, ist Joh. Püntiner von Uri, aus einem seit 1185 dort vorkommenden Geschlechte, 1414 Landesstatthalter, später Landeshauptmann und Landammann *), welcher im Jahre 1414 eine *Chronica miscella* geschrieben hat, die nie gedruckt worden und jetzt nicht mehr im Original vorhanden zu sein scheint **), aus welcher aber alle ältern Chronikschreiber, jedoch ohne den

*) *Leu*, Eidg. Lexicon. XIV, 678. XVI, 269. XVIII, 47.

**) Laut gefälliger Mittheilung der Herren Kantonsschreiber v. Reding in Schwyz und Hauptmann K. L. Müller in Uri hat Herr Pfarrer Fassbind solche von Herrn Commissär Ringold von Altdorf geliehen erhalten, aber sie nur allzufrühe zurückgegeben, indem sie mit der gesammten Bibliothek bei der grossen Feuersbrunst von Altdorf 1799 ein Raub der Flammen geworden sei. Hr. Landammann und Archivar Steiger und Hr. Müller haben sich alle Mühe gegeben, in Schwyz oder Uri andere Abschriften aufzufinden, aber ihre Nachforschungen sind bis jetzt vergeblich gewesen.

Verfasser zu nennen, geschöpft, und in neuerer Zeit die Geschichtschreiber der drei Länder (Schmid von Uri, Fassbind von Schwyz und Businger von Unterwalden) Auszüge geliefert haben. Aus diesen Auszügen ersehen wir, dass der Verfasser unserer Chronik in Folge seiner einflussreichen Stellung und fleissigen Nachforschung sehr schätzbare Nachrichten über die Zeit, die er selbst erlebt hat und über die ersten Anfänge der schweizerischen Bünde zu liefern im Stande gewesen sei, wesshalb deren Verlust wichtige Lücken in der Urner Geschichte, besonders über Grütli und Wilhelm Tell, offen gelassen hat. Allein aus eben diesen Auszügen geht auch hervor, dass die gleiche Chronik (oder diejenigen Nachrichten, aus denen Püntiner sich Rath's erholt haben mag), sowie die spätern Chronisten, die ihm gefolgt sind, sobald sie über den Zeitpunkt hinaufgehen, über welchen sie Augen- und Ohrenzeugen vernehmen konnten, meist aus sehr trüben Quellen zu schöpfen pflegten, und dass daraus die unwahrscheinlichsten, gewagtesten und unrichtigsten Behauptungen zu Tage gefördert worden sind, welche unsere ältere Schweizergeschichte mit einer Menge durchaus erdichteter und unwahrer Angaben erfüllt haben. Wir würden jedoch ihm und allen andern unserer Chronikschreiber Unrecht thun, wenn wir der Schweizergeschichte allein ein solches Unterschieben von falschen That'sachen Schuld gäben; noch mehr, wenn wir von der Unwahrscheinlichkeit der ältesten Geschichte auch eine Schlussfolgerung auf die Wahrheit der spätern oder der Zeitgeschichte der Verfasser uns erlauben wollten. Im Gegentheil, es tragen die meisten Erzählungen aus dem Mittelalter und dem Alterthume, welche über gleichzeitige Begebenheiten berichten, das Gepräge von innerer Wahrscheinlichkeit viel mehr an sich, als viele der gerühmtesten Geschichten der Neuzeit, bei welchen entweder die gleichen Einflüsse vorwalten, wie bei der Tagespresse überhaupt, oder eine falsche philosophische Richtung, wodurch dieselbe für Mit- und Nachwelt entstellt wird; während anderseits zugegeben werden muss, dass die mancherlei Hülfsmittel, die jetzt die Erforschung des Alterthums erleichtern, eine richtigere

Auffassung der ältern Verhältnisse möglich machen, als unsern Vorältern gestattet war. Darum so wenig, als man sich an den vielen eingestreuten, von den Verfassern selbst bearbeiteten Reden in den Werken des Alterthums stossen wird, um die Wahrscheinlichkeit der von ihnen beschriebenen Zeitbegebenheiten zu bezweifeln, so wenig sollte auch die Richtigkeit der Ereignisse bestritten werden, welche von Zeitgenossen aus dem Mittelalter erzählt werden, wenn schon die gleichen Verfasser den Fehler begingen, ihrer wahren Geschichtserzählung der Mitwelt eine durchaus fabelhafte Geschichte der Vorwelt vorausgesandt zu haben. Denn im Mittelalter und bis in die vorletzten Jahrhunderte hinein hätte Niemand, der eine allgemeine Geschichte seines Volkes, seiner Stadt, seines Geschlechtes für dieselben zu schreiben unternommen hatte, es gewagt, erst bei demjenigen Zeitpunkte anzufangen, wo eigentlich die genauere Kenntniss über die frühere Geschichte erst ihren Anfang nehmen konnte, sondern seine Leser verlangten durchaus von ihm zu wissen, was vom Anfange aller Kreatur in ihrem Lande und bei ihren Vorfahren geschehen sei, und so musste der Verfasser mit und selbst wider Willen darauf Bedacht nehmen, seine ganze Wissenschaft von demjenigen, was überhaupt bei seinem Volke seit der Zeit von der Sündfluth bis zu der seinigen vorgefallen sein mochte, zu Hülfe zu nehmen, und dieselbe auf irgend eine Weise, sei es durch Namensähnlichkeiten oder durch andere Vermuthungen, mehr oder minder geschickt miteinander in Verbindung zu bringen, wie solches bei allen Geschichten älterer Zeiten wahrgenommen werden mag. Glückliche, wenn dann noch der Verfasser über möglichst ächte Quellen zu verfügen hatte, wenn er solche auch ganz unrichtig anwendete (wie z. B. Tschudi mit seinen Cimbern und Teutonen). Aber in jenen Jahrhunderten wurden leider die meisten Chroniken bei ihren Berichten über ältere Zeiten sehr oft durch Aufnahme von Nachrichten aus förmlichen Lügensammlungen, deren Aechtheit oder Unächtheit man beim damaligen Mangel an literarischen Hilfsmitteln nicht sogleich zu unterscheiden vermochte, oft ohne alle Absicht entstellt, ein Versehen, dem

selbst grosse Meister in ihrem Fache (z. B. Aventinus oder Turnmaier) nicht haben entgehen können.

So haben sich denn auch nicht nur in Püntiners Chronik *), sondern fast in allen spätern, die über das ihnen und uns unbekannte Feld unserer früheren Zustände berichten wollten, eine Menge Irrthümer und Verwechslungen, gewagte Behauptungen und sogar Fabeln über ältere Geschichte eingeschlichen, die zugleich mit dem wirklich schätzbaren und guten, das sie über neuere Zeiten enthalten, in die spätern Chroniken und von da durch beständiges Nach- und Abschreiben aus einer Chronik in die andere, auch in die Landurbare, in Lieder und Volkserzählungen übergegangen sind, so dass sie zuletzt von allen Klassen des Volkes für unumstössliche Gewissheit angesehen worden sind. Selbst spätere unserer Schriftsteller, die sonst bei neuern Begebenheiten grosses Bedenken tragen, jedem Gerüchte und jeder Ansicht Glauben zu schenken und die an jeder Volkssage über einzelne Begebenheiten viele Zweifel auszusetzen finden, haben hier dasjenige für wirkliche Volksüberlieferungen angesehen, was erst durch Schriften, die keine Quelle in der Volkssage hatten, dem Volke beigebracht und dann vom Volke wieder auf seine Weise vervielfältigt worden ist, und ausser Acht gelassen, dass jede mündliche Ueberlieferung, die durch viele Jahrhunderte hindurch etwas berichten soll, immer nur auf einzelnen Begebenheiten und Umständen gehaftet und niemals auf eine zusammenhängende Geschichte sich ausgedehnt hat. In diesem Gesichtspunkte werden denn auch nachfolgende Berichte über den Ursprung der Bevölkerung der Länder ins Auge zu fassen sein.

Als Püntiner und seine Zeitgenossen und Nachfolger in den Waldstätten sich darauf verlegten, eine Geschichte ihres Volkes zu schreiben, hatte dasselbe seit dem Siege bei Morgarten

*) Der unter Anderm auch aus einer Chronik des Klosters Seedorf geschöpft zu haben scheint (wenn anders diese nicht aus ihm manche Nachrichten borgte), welche Chronik ganz mit Fabeln angefüllt war, wie sogar der nicht sehr zweifelsüchtige Schmid zugesteht.

schon eine hundertjährige, durch Loskäufe, Begünstigung der Kaiser und Nachgeben seiner Feinde immer gemehrte Freiheit genossen, war fast in allen Unternehmungen glücklich gewesen, so dass selbst Mächtige seine Hülfe ansprachen und Nahe und Fernere mit immer mehrerer Ehrfurcht von ihm zu sprechen anfangen. Ein solches Volk, welches in einer ganz andern Lage sich befand, als alle andern benachbarten Landleute, musste daher nothwendig in seinen Gedanken auch einen von ihnen verschiedenen Ursprung haben, und da man denselben nicht kannte, so musste irgend ein sieg- und kriegsberühmtes Volk der Nachbarschaft, welches auf der gleichen Stufe von Freiheit und Tapferkeit, wie die Länder selbst, gewesen war, nothwendig dessen Vorfahr gewesen sein. Mit nicht mehr Beweisen, als alle die damaligen Fürsten, deren jeder trachtete, seine Herkunft von irgend einem uralten Königshause, oder von Odin und Hermann, oder später gar von einem römischen oder griechischen Helden herzuleiten, aber mit eben so viel Recht, als diese, führte daher auch Püntiner den Ursprung der alten Geschlechter seines Landes auf den Gothenkönig Alarich und seine Grossen, und denjenigen der freien Urner auf die freien gothischen Krieger zurück, die ja in der nächsten Nähe der Schweizerberge genug von sich hatten reden lassen, und weiss von dieser Zeit an seine Geschichte sowohl in das graueste Alterthum hinauf, als bis auf seine Zeit herabzuführen, immer mit Hülfe von allerhand jetzt verloren gegangenen fabelhaften Chroniken, welche die Geschichte der verschiedenen Jahrhunderte in bunter Vermischung unter einander geworfen haben. So muss, um doch nur Einiges zum Beweise der gerügten Fabelhaftigkeit mitzutheilen, sein Alarich dem Kaiser Theodosius und dem Pabste helfen Rom zu erobern *), welches aller Geschichte gänzlich zuwider ist, wobei die drei Länder, die hernach Uri, Schwyz und Unterwalden in Besitz genommen, mitgeholfen und sich vom Pabste schöne Banner erworben haben,

*) Nach Fassbind um 380, nach Schmid um 388, nach Businger um 398.

worauf aber hernach Alarich abtrünnig geworden. — »Dieses sei aber (nach P.) nicht ihr einziger Römer-Feldzug gewesen, denn als zu Zeiten Pabst Gregors (829) die Saracenen Rom bedrohten, soll denselben, wie die wirkliche Geschichte meldet, Kaiser Ludwig und Guido von Pusterla, Markgraf von Mailand, zu Hülfe gezogen sein. Allein Püntiner lässt die drei Länder (die damals kaum anfangen bevölkert zu werden) ganz allein diese Hülfe vollbringen, sie dafür vom Pabst wieder mit Bannern beehren, die Erlaubniss erhalten, ihre Pfarrer nach Wohlgefallen zu bestellen und zu beurlauben, die Urner mit dem Titel: »des römischen Hofes ewige Kanzler«, mit dem Fischer-ring, die Schwyzer mit dem Titel: »des römischen Hofes ewige Kreuzträger«, mit dem Kreuze, die Unterwaldner mit dem Titel: »des römischen Hofes ewige Schatzmeister«, mit dem Schlüssel belehnen, welches Alles selbst dem sonst nichts weniger als misstrauischen F. J. Schmid doch allzu verdächtig vorkommt, indem er fragt, ob Püntiner dieses »sonderbare Diplom« gesehen, oder nur eine alte Landessage (vielleicht etwa der fabelhaften Seedorfer Chronik) nachgeschrieben habe.

Indessen durch Püntiner und seine Nachfolger war nun einmal der ruhmvolle Gedanke, zweimal den Pabst wieder in Rom eingesetzt zu haben, so tief in das Volk eingedrungen, als dass dasselbe nicht fest hätte darauf halten sollen, so dass die Länder, als sie einmal in der Zeit ihrer höchsten Blüthe (1512) dem Kirchenstaate wirkliche Dienste zu leisten im Stande waren, und Pabst Julius II. sie glänzend dafür belohnen wollte, nichts besseres wünschten, als dass er die alten ihnen ertheilten Titel bestätigen wolle, welches denn auch ohne Anstand geschah, worauf sie überdiess mit schönen Fahnen mit der Jahreszahl von 398 beehrt worden sind. Dergleichen Bestätigungen von alten Ansprüchen wurden zu jener Zeit von geistlichen und weltlichen Behörden viele ertheilt (wie ja auch schon gegen die Waldstätte, als einst Einsiedeln die ganze Gegend ansprach) und waren um so unverfänglicher, als dadurch keinen Rechten Dritter zu nahe getreten werden musste. Sie beweisen aber durchaus nicht, dass um das Jahr 398 wirklich

die drei Länder einen Feldzug gemacht, denn diese Jahreszahl wurde erst im XVI. Jahrhundert auf die Fahne gesetzt und um 398 zählte man noch gar nicht nach den Jahren nach der Geburt Christi, sondern diese Zeitrechnung kam erst mehrere Jahrhunderte später auf; auch beweisen sie noch keine Einwanderung in ihre Thäler, noch überhaupt nicht, dass sie damals schon bevölkert waren, sondern sie beweisen blos, dass man um das Jahr 1512 allgemein im Glauben gestanden sei, als wenn wirklich alles das, was Püntiner und Andere von diesen angeblichen Feldzügen erzählen, sich so verhalten habe. *)

Mit diesen Römer-Feldzügen seiner Landsleute war aber dieser Chronikenschreiber noch nicht zufrieden, sondern (so schreibt Schmid S. 96) »es thut der grosse Püntiner noch mehrerer Züge der Urner Meldung, als gegen die Hunnen, wider die Vandalen Gilimer und Genserich, auch im Jahr 730 mit Karl Martell gegen die Saracenen zwischen Marseille und Arles, wo sie ihre Harsthörner verdient haben sollen, im Jahr 777 mit Kaiser Karl dem Grossen gegen die Longobarden, 839 mit Kaiser Ludwig, 843 gegen die Saracenen, 928 gegen die Vandalen (wahrscheinlich sind die Ungarn darunter verstanden) u. s. w.« Kurz wo immer in Europa etwas Merkwürdiges vorfiel, so sind seine Landsleute dabei gewesen, welches dann auch von den andern Chroniken fast sämtlicher Orte der Schweiz (wie Etterlin von Luzern) nachgeahmt und auch für ihre eigenen Leute der Mitruhm an allen diesen Thaten in Anspruch genommen worden ist. Wahrscheinlich steht Püntiner erst dann auf dem Gebiete der wirklichen Geschichte, wenn er von dem Zuzuge spricht, den Graf Ulrich von Lenzburg im Jahre 1163 (nach Tschudi 1155) dem Kaiser Friedrich I. nach Italien zuführte und der aus den drei Ländern 600 Mann

*) Pfarrer Jos. Xaver Schnyder von Wartensee, in seiner Geschichte des Entlebuch (1781), verwirft daher auch geradezu diese Meinung der früheren Geschichtschreiber, die er einer beständigen Verwechslung späterer Zeiten mit früheren zuschreibt.

betragen haben soll, obgleich mir auch diese Zahl nach Maasgabe der damaligen Bevölkerung viel zu gross vorkommen will.

Wir haben desshalb mit so vieler Ausführlichkeit über Püntiners *Chronica miscella* Bericht erstatten müssen, weil er als die erste uns bekannte Quelle anzusehen ist, aus welcher alle folgenden Chronikschreiber der Schweiz geschöpft haben, und damit man aus seinen nicht nur verdächtigen, sondern auch ganz unwahren Angaben über frühere bedeutende Feldzüge seiner Landsleute deutlich zu entnehmen vermag, wie wenig diejenige Meinung gegründet sei, welche in den Ländern zu diesen frühen Zeiten eine zahlreiche Bevölkerung oder eine zahlreiche Einwanderung annehmen zu dürfen glaubt.

Allein wenn schon der Hauptsache nach alle diese Angaben in sämmtlichen späteren Schweizerchroniken wiederholt worden sind, so fand sich doch fast jeder einzelne Chronikenschreiber veranlasst, in einzelnen Behauptungen wieder seinen eigenthümlichen Muthmassungen zu folgen, besonders dann, wenn er hoffen konnte, eine noch ruhmvollere Abstammung als seine Vorgänger entdecken zu können. So waren schon damals Etliche nicht zufrieden, blos von den Westgothen Alarichs herzukommen, sie sahen sich dazu die Ostgothen aus, deren Andenken sich durch ihren weltberühmten Dietrich von Bern (den zu Verona residirenden König Theodorich) auch damals noch im Andenken des Volkes*) fort erhalten hatte. Dieser neuaufgekommenen Meinung erwähnte schon Etterlin**),

*) Nicht nur im Heldenbuche und den Nibelungen, sondern, wie Aventin noch 100 Jahre nach Püntiner berichtet, auch in Liedern, die man zu seiner Zeit sang.

**) 1507: „ich habe gefunden in einer gar alten Historien von einem ehrenden Geschlechte, das man nennt Göthen oder Hünen, die vor viel Jahren über Meer gekommen, furchtbar, streitbar, die haben Rom und Italien eingenommen, auch Strassburg und Paris, und alle Lande geplündert, über sie waren Könige Attila, Ottokar, Dietrich, und hat sie Kaiser Justinarius wieder vertrieben, und wie sie geflohen über alle Wege, kommen sie auch ins Gebirg, und etliche hohe Adliche auch nach Uri u. s. w.“

dann Stumpf und Tschudi (*Gallia comata* fol. 112) » dass ältere » Chroniken berichten von edeln Gothiern, wie sie der Kaiser » Justinianus aus Italien vertrieben, worüber aber nichts Lauteres vorhanden, « wesshalb er auch auf alle diese Einwanderungen, die ihm viel zu spät sind, kein Gewicht legt, zufrieden, dass er schon lange vor Christi Geburt die Alpen bereits mit seinen Tauriskern und Cimbern bevölkert hat.

Hatte sich jedoch einmal Alles, was in der Schweiz in Chroniken zu lesen pflegte, mit dem Gedanken an eine Abstammung aus dem edelsten Blute der Gothen vertraut gemacht, so war der Uebergang von den Gothen zu ihren (wie man damals glaubte) nächsten Anverwandten, den Schweden und Friesen, sehr natürlich, einmal schon desswegen, weil alle fremden Chroniken, die von Gothen handelten, seit Jornandes und Paul Warnefried, immer von dem Gedanken ausgingen, als sei Skandinavien der Schweden und Gothen und Longobarden und Dänen, selbst der Friesen und Cimbern und Vandalen und noch einer Menge anderer Völker gemeinsame Stamm-Mutter (*vagina nationum*, *Jorn.*) gewesen, die ganz Europa, selbst einem Theil von Afrika mit ihrer Volksmenge habe aushelfen müssen. Ein jeder Schweizer, der dieses las und schon mit einer nordischen Abkunft einverstanden war, musste aber von selbst auf die Schweden fallen wegen der grossen Namensähnlichkeit von Swede und dem Orte Swites (Schwyz), von welchem man annahm, er könne nur von Schweden angelegt sein, während man Uri ferner den Gothen überliess und als Vorfahren der frommen Unterwaldner geradezu eine Schaar christlicher Römer ansah, die sich vor den Verfolgungen der Heiden hieher geflüchtet haben sollen. Man hat sich sowohl in der Schweiz als auch in Schweden selbst vielfach bemüht, die erste Spur von einem solchen schwedischen Ursprung der Schwyzer in Urkunden, Chroniken, Sagen oder andern Denkmälern nachzuforschen, es ist aber bis jetzt Niemanden gelungen, eine frühere Jahreszahl dafür aufzufinden, als 1440, in welchem Jahre Joh. Fründ von Luzern, Landschreiber in Schwyz, der den ganzen Zürichkrieg mitgemacht und solchen

auch beschrieben, eine besondere Schrift »von dem Herkommen der Schwyzer« hatte erscheinen lassen, die damals, wie aus den Berichten der Zeitgenossen und selbst seiner Gegner hervorgeht, das grösste Aufsehen gemacht haben muss. Diese Schrift Fründs ist zwar, sowie seine Beschreibung des Zürcher Kriegs, die wahrscheinlich viel Verdienst hatte, längst verloren gegangen (Haller, Bibl. der Schw. Gesch. IV. 109), ebenso die daraus gezogene, von Spätern oft erwähnte »gemeine Chronik von Schwyz«; aber durch die nachherigen Chronisten P. Etterlin^{*)}, Stumpf, Tschudi, durch die Auszüge, welche die Landbücher von Schwyz und von Hasli und nach demselben das Ostfriesenlied davon geben, ist der Hauptinhalt uns dennoch erhalten worden. Es war eigentlich eine Parteischrift, die zum Zwecke hatte, das Volk der Schwyzer hauptsächlich in den Augen seiner Bundesgenossen gegen die Vorwürfe, die ihm von seinen Feinden gemacht worden, als ob es blos ein ungeschlachtetes rebellisches Bauernvolk sei, gründlich zu rechtfertigen und darzuthun, als sei solches von allen Zeiten her nicht nur frei, sondern bei Jedermann hochgeehrt gewesen und von den berühmten Völkern der Schweden und Friesen entsprossen, und habe sich um Pabst und römisches Reich die grössten Verdienste erworben. Die Schrift, welche hierauf der gelehrte Chorberr F. Hemmerlin in lateinischer Sprache über das »wahre« Herkommen der Schwyzer herausgegeben, scheint hauptsächlich durch Fründ hervorgerufen worden zu sein. Er hat aber damit, wenn sie schon weit besser abgefasst war als die schwyzerische, und Fründ als Schriftsteller weit unter Hemmerlin steht, weder auf Mit- noch Nachwelt den gleichen Eindruck machen können, wie jener, nicht nur schon dadurch, weil die Partei, zu welcher Hemmerlin gehörte, in diesem Parteikampfe unterlegen ist, sondern weil der Gedanke an eine solche Abkunft und an die von jeher genossene Freiheit bereits bei allen Klassen des Volkes einen so willigen Eingang gefunden hatte, als dass irgend eine Widerlegung selbst von Seiten der grössten

^{*)} Auch theilweise durch Melchior Russ.

Gelehrten, wie eines Beatus Rhenanus, Nauclerus, Glareanus, etwas dagegen hätte ausrichten mögen. Daher übersah man die unzähligen Unrichtigkeiten und Verstösse gegen die wirkliche Geschichte, und selbst die Erdichtungen, mit denen diese Schrift ganz angefüllt ist, und verblieb immerfort bei dem einmal darin ausgesprochenen Gedanken an die schwedische Abstammung, der bereits 100 Jahre nach 1440 so fest im Volke eingewurzelt war, dass er später zur »Sage« gestempelt wurde und gar Niemand mehr ihm zu widersprechen wagte, so dass selbst diejenigen Schriftsteller, welche den Fründ am heftigsten widerlegten und alle seine Erzählungen als Fabeln erklärten, wie Stumpf (1546) und Tschudi (1560), dennoch für ihre eigenen Chroniken keine Leser gefunden haben würden, wenn sie nicht ebenfalls diesem Glauben an eine schwedische und friesische Einwanderung sich angeschlossen, ja sogar die gleichen Namen als Anführer der Einwanderer, wie er, beibehalten hätten. Sie unterscheiden sich nur dadurch von ihm, dass sie diese Einwanderung 500 Jahre früher als er bestimmen, und sich, statt seinen unlautern Geschichtsquellen zu folgen, Mühe gaben, die Nachrichten der alten bewährten Schriftsteller ihren Muthmassungen anzubequemen, wobei sie aber im Uebrigen ausser Stande sind, irgend einen bessern Grund, als er gethan, für dieselben anzuführen.*)

Wir müssen jedoch nunmehr auf die Fründische Erzählung, wie solche in den gegebenen Auszügen sich in Kürze darstellt, selbst übergehen, indem wir nur dadurch in den Stand gesetzt werden, über deren Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit ein gegründetes Urtheil ausfällen zu können.

»Es soll einmal zu der Zeit König Gisbertus in Schweden
 »und Graf Christoph von Friesland eine so grosse Hungersnoth
 »eingetreten sein, dass die Gemeinde beschlossen habe, dass
 »je der zehnte Mann mit Weib und Kind das Land verlassen

*) So gibt zwar Stumpf mehrmals an, diese nordische Abkunft sei von je und je von einem Alter aufs andere behauptet worden, allein nirgends weist er nach, auf was sich denn eigentlich dieselbe gründen möchte.

» müsse, worüber sie zu lösen hatten, worauf denn aus Schwe-
 » den 6000, aus Friesland 1200 Mann ausgezogen seien, die zu-
 » vor einen Bund mit einander gemacht, einander nie zu ver-
 » lassen, sich hierauf unter Anführung des Suiterus begeben,
 » sich in drei Haufen getheilt, unter der weitem Anführung
 » von Rumot (nach andern Remus oder Restius) und Wadis-
 » laus (oder Ladislaus); da seien sie an den Rhein gekommen,
 » wo sich ihnen die fränkischen Herzoge Priamus und Petrus
 » de paludibus (Peter von Moos) entgegen gestellt, aber von
 » ihnen geschlagen worden, worauf sie immer weiter gezogen
 » bis in die Gegend Brochenburg, wo jetzt Schwyz liegt« —
 (über welche P. Etterlin ferner meldet, dass hier Niemand je zu-
 vor gewohnt habe, es sei aber immer eine Strasse und Fahr
 da durch gegangen, und wo jetzt Brunnen, sei ein Häuslein
 gestanden und ein Mann, der der Fahr abgewartet; sie hätten
 dann über den See fahren wollen, denn ihre Absicht sei ge-
 wesen, über den Berg nach Rom zu ziehen, aber in der Nacht
 sei ein so heftiger Sturmwind entstanden, wie noch keiner, so
 dass sie nicht ab Statt kommen können, und unterdessen das
 Land besichtigt, hübsches Holz, frische gute Brunnen und
 taugliche Gelegenheit, Alles ihrem Vaterland Schweden nicht
 ungleich, gefunden, wesshalb sie beschlossen, da zu bleiben,
 und eine Botschaft abgesandt, solches vom heil. römischen
 Reich zu empfangen, welches sie auch damit belehnt und mit
 aller Freiheit begabt habe — wogegen aber Fründ behauptet):
 » es hätten dann die Grafen v. Habsburg ihnen die Erlaubniss ge-
 » geben, sich hier niederzulassen. Später, als die Volksmenge
 » zugenommen, hätten sie das Land unter sich vertheilt, aber
 » vorher den Bund erneuert, so dass Schwiterus und sein Bruder
 » Tscheio (auch Scheio) Schwyz und Uri bis an das lombardische
 » Gebirge eingenommen, aber über den Namen, den man dem
 » Lande geben wolle, mit einander in Streit gerathen, und ersterer
 » den letzteren (wie Romulus den Remus) getödtet habe, worauf
 » der Name Swiz von Suiterus aus der königlichen Stadt Suecia
 » geblieben; Rumo aber habe Unterwalden besetzt, aber Ladis-
 » laus (nach Andern Hasius, nach noch Andern der ostfriesische

Hauptmann Restius von Haslingen in Friesland) sei mit den »Friesen über den schwarzen Berg oder Brünig in das Wyssland am Ursprung der Aare gezogen und solches nach der »Stadt Hasle, in Schweden (nach Andern in Friesland) gelegen, »benannt, dort die Burg Resti gebaut, und es seien darauf »alle diese Leute mit einander mit Radagais und Alarich, »den gothischen Königen, dem Pabst und römischen Kaiser »gegen die Rebellen beigestanden und hätten ferner Thaten »verrichtet,« worauf denn das Spätere ungefähr wie in Püntners Chronik und in weiterer Ausführlichkeit erzählt wird.

So weit Fründs Bericht, wie solcher, wie oben erwähnt, in alle spätern Chroniken und in die Landbücher von Schwyz und Hasli übergegangen, sowie auch durch Mauergemälde dem Volke anschaulich gemacht worden ist.

Dass alle diese Nachrichten aus einer und derselben Quelle herrühren, ersieht man unter anderm aus der Erzählung über den Besuch, den 45 Frutiger bei den Haslern (1505) gemacht haben, um die alte Freundschaft zu erneuern, indem beide Thäler von jeher durch Heirathen mit einander verbunden waren und sich als Verwandte und Stammgenossen ansahen. »Da zeigten die von Hasle denen von Frutigen ihren Ursprung »aus Schweden und Norwegen, und dass beide Thäler das »gleiche Wappen führen, von der Hungersnoth, vom Loos, »von den drei Haufen, von der Abtheilung zwischen Switerus »und Restius, von dem Zug nach Rom 387 u. s. f.« Seit dieser Zeit haben denn die Frutiger und später auch die (auf gleiche Weise mit den letztern verbundenen) Simmenthaler und Saner sich ebenfalls sämmtlich für Abkömmlinge jener Schweden und Friesen angesehen, und es ist über diesen Ursprung auch in einem zu Hasli im J. 1534 ausgestellten pergamentenen Brief etwas aufgenommen worden.

Um dieselbe Zeit fanden sich die Behörden von Schwyz ebenfalls veranlasst, ihrem Landbuche einen Bericht über den gleichen Gegenstand einzuverleiben, welcher also lautet:

»Wie sich menniglich in unserem Lande, so man Mittag »lüthet, halten soll. Zu Lob und Ehr dem allmächtigen ewi-

»gen Gott und unserem Erlöser zu ewigem Dank haben unsere
 »gemein Landlüt auf der freien Windhuob an einer offenen
 »Landsgemeind für sich genommen, bedacht und betrachtet
 »unser frommen Altfordern Herkommen, wie die von Schweden
 »von Hungersnoth wegen mit dem Loos ussgetrieben, und als
 »sie von dem Landt Schweden ausgegangen, hat man ihnen
 »befohlen, dass sie sich keinem irdischen Herren unterwerfen,
 »noch eigen (leibeigen) machen, sondern allein sich Gott, der
 »sie erschaffen, und Christo Jesu ergeben, und dem zu Ehr,
 »Lob und Dank, und zu bekennen, dass der ihr Herr und Be-
 »halter wäre und dass er uns erlöst, sollten sie zu der Stund
 »seines Tods 5 Vater, 5 Ave Maria, 1 christlichen Glauben
 »beten, solches haben unsere frommen Altvordern an uns ge-
 »bracht aus Schweden; davon sie ohn Zweifel nit wenig Glück
 »von Gott erlangt, solches haben gemelt unser gemein Land-
 »lüt angesehen und solches wiederum erneuert und mit ein-
 »helligem Mehr auf sich genommen, dass alle unser Landtlüth
 »und wer bei uns wohnen will, zu der Zeit, da man Mittag
 »lüthet, wo einer sei, sollen aufknien und bethen zu Jesum
 »Christum 5 Vater unser und wie oben vermelt. Actum den
 »1. Montag (im Maien) 1531^r Jahres« — wozu Pfarrer Fassbind
 (der aber wahrscheinlich keine ältere Verordnung darüber
 in seine Geschichte aufgenommen hat und sie von 1521 datirt)
 einfach die Bemerkung macht: dass aus derselben nichts weiter
 hervorgehe, als dass es damals der allgemeine Volksglaube
 gewesen sei, Schweden und zwar christliche Schweden seien
 die Vorfahren der Schweizer gewesen, während bekanntlich erst
 volle 500 Jahre nach jener angeblichen Auswanderung das
 Christenthum zum erstenmal den Schweden verkündigt wor-
 den ist. *)

*) Dieses ist Alles, was über den Ursprung aus Schweden im
 schwyzerischen Landbuche gefunden werden kann. Die Verordnung ist
 90 Jahre nach Fründs Schrift erlassen und wahrscheinlich früher schon
 einmal gegeben worden, aber nichts spricht dafür, dass es vor 1440
 geschehen sei. Mehrere Geschichtsfreunde sind zwar im Glauben ge-
 standen, dass die schweizerische „Sage“ von dem schwedischen Ur-

Um das Jahr 1550 wurde hierauf das bekannte Ostfriesenlied von einem Pfarrer Ringwald *) nach dem Inhalt des Landurbars in Hasle in 77 sechszeiligen Strophen gedichtet, welches Gedicht mehr als jede andere Schrift zur Erhaltung des Glaubens an eine schwedische Abkunft beigetragen hat, besonders im Oberlande, wo Jedermann wenigstens die eine oder andere Strophe davon auswendig weiss. Es endigt also: »Nach Inhalt der Chronik ist es gesetzt, zur Gedächtnuss gesungen und geschwezt (sic!), der Landschaft (Hasli) zu Nutz und Ehren, damit ein jeder denk daran und alles zum besten thu verstahn, all Ehr ghört Gott dem Herren. Amen.«

Frägt man nun mit der Abhandlung im Schweizerischen Geschichtsforscher (Band VIII.), welche diese schwedische Abkunft ausführlich beleuchtet hat, nach den Quellen, woher diese ganze

sprunge schon zu Anfange des XV. Jahrhunderts in das Landbuch am Eingang eingeschrieben worden sei, zur Zeit, als Ital Reding der ältere Landammann war. Allein im Eingange des Landbuchs steht nichts davon und überhaupt nichts bis zum 58sten Folio des zweiten Buches, wo obige Verordnung aufgezeichnet ist. Das Landbuch selbst scheint der Schrift nach erst zur Mitte des XVI. Jahrhunderts zusammengetragen. Die erste vorhandene Verordnung ist erst von 1300; das erste Buch, 98 Blätter enthaltend, reicht bis 1587, das zweite, 64 Bl., bis 1610; das dritte, 32 Bl., bis 1618; das vierte, 42 Bl., bis 1626; von da an unterscheidet man verschiedene Handschriften. Auch findet sich keine Erkenntnuss, dass ein Landbuch zusammengetragen werden solle, bis 1668, wo es heisst, dass alle Landrechte aus allen Büchern von Räth u. Richtern zusammengetragen werden sollen. Diess setzt also schon frühere Sammlungen voraus, die aber vielleicht blos Privatarbeiten waren. (Aus einer gefälligen Mittheilung von Hrn. Kantonsschreiber v. Reding in Schwyz).

*) Den man für einen Pfarrer von Hasli ausgibt, der aber vielleicht nur vorübergehend die Pfarre versah, indem sein Name unter dem Verzeichnisse der dortigen Geistlichen nicht zu finden ist. Um jene Zeit lebte in Deutschland ein vorzüglicher geistlicher Liederdichter, Pfarrer Bart. Ringwaldt, geb. 1531, gest. circa 1600, welcher aber dieses Lied schwerlich verfasst haben wird, es sei denn zu seiner Jugendzeit, indem es seiner (1591 herausgegebenen) Liedersammlung nicht würdig ist. Hr. Rochholz hat dasselbe in seiner eidgenössischen Liederchronik S. 381–405 wieder abgedruckt, ebenso das Lied von dem Besuch der Frutiger bei den Haslern.

Erzählung von dem Ursprunge der Urkantone und der Hasler in die Chroniken, in die Landbücher, in den Mund des Volkes gekommen sei, so vermag man aller Anstrengung ungeachtet keine andern zu entdecken, als eben die Schrift Fründs, der dieselbe zuerst auf die Bahn gebracht, und fragt man hinwieder nach den Quellen, die er selbst benützt habe, so sucht man umsonst die reine Volksüberlieferung*) und irgend eine urkundliche Begründung; denn er scheint sich, wie aus Allem hervorgeht, ausschliesslich an den politischen Zweck seiner Schrift gehalten und sich mehr darauf verlegt zu haben, zur Vermehrung des Ruhmes seines Volkes eine Wundergeschichte aufzustellen, als sich in Jahrelange mühsame archivalische Nachforschungen über den ersten Anbau seiner Thäler einzulassen. Zur Begründung seines Geschichtswerkes muss er unter Anderm sich der Schrift Püntiners, die er theilweise abschreibt, bedient, sodann aber auch, wie man ihm vorwirft, Vieles aus seinem eigenen Gutdünken beigefügt haben. Um aber dafür mehreren Glauben zu verdienen, gab er dann vor, er habe seine Schrift aus dem Latein übersetzt, wovon aber das Original sich nirgends vorfinden will; er habe mehrere wichtige Werke benützt, namentlich die sogenannte *Chronica augustalis* von Franz Petrarca**), die Niemand kennt, die

*) Denn was er und Etterlin von Sagen beigemischt haben können, mag sich zwar auf die Zeit und die Umstände beziehen, als das Land Schwyz zum erstenmal urbar gemacht wurde, welchen Umstand Niemand bestreiten wird, keineswegs aber auf eine sichere Nachricht über den Ursprung der ersten Einwanderer und noch viel weniger auf einen Ursprung aus Schweden, welcher rein seine Erfindung zu sein scheint.

*) Selbst Pfarrer Fassbind scheint durch die vorgebliche Gelehrsamkeit Fründs sich haben verblenden lassen, indem er im Ernste sagt (I. 17): Petrarca, der im Jahre 1308 durch die Schweiz reiste, soll diese Sage hier vernommen haben. Allein nicht nur kömmt in keiner Schrift Petrarca's ein Wort hievon vor, sondern er reiste auch erst im Jahr 1356 über das Gebirge und zwar in grösster Eile von Mailand nach Basel und dann nach Deutschland, und machte diesen Weg nicht wieder. (S. *Levati viaggi di Fr. Petrarca in Francia, in Germania et in Italia. Milano, 1820. Vol. V. 1.*) Uebrigens war er um 1308 erst 4 Jahre alt.

Chronik des grossen Poeten Plinius, welcher „der Schwedier Reiss“ beschrieben habe, der aber nie gelebt, das 17. Kapitel VI. Buches des berühmten Policratus, der viele römische Geschichten beschrieben, aber ganz unbekannt ist, die Chronica Alfonsi aus Friesland und andere mehr, lauter Werke, die vielleicht gar nie vorhanden waren, weil sie sonst niemand kennt, in jedem Fall aber, wie schon der Inhalt lehrt, Fabelwerke der verdächtigsten Art, indem, abgesehen von dem Umstand, dass er seine Schweden bereits zu Christen macht, kein König Gisbertus je in Schweden regiert, auch zur Zeit Alarichs weder ein Graf Christoff in Friesland *), noch ein römisch-deutsches Reich vorhanden und noch 900 Jahre lang kein Graf von Habsburg in den Waldstetten begütert war, kein fränkischer Graf Priamus je am Rheinstrom lebte, sondern derselbe bloss einer deutschen Reimchronik über den trojanischen Krieg angehört. Die ganze Geschichte der Auswanderung aus Schweden ist mittelalterlichen Chroniken entnommen, deren Verfasser sämmtlich von den fürchterlichen Raubzügen der heidnischen Normannen im IX. Jahrhundert in allen möglichen chrislichen Ländern gehört hatten und übereinstimmend dieselben einer Hungersnoth zuschrieben, welche die Leute dort ausgetrieben habe und ebenfalls von Opfer, Bund, Loos zu erzählen wissen **) und diese Erzählungen mehr oder weniger mit Fabeln ausschmücken oder je nach der Gelehrsamkeit ihrer Verfasser auch mit Anführungen aus ältern Schriftstellern, besonders aus Jornandes, der zuerst von einer Auswanderung aus Skandinavien berichtet hat. Dieser Bericht des Jornandes wurde dann jedesmal wieder von den einzelnen Chronisten der Lage ihres eigenen Landes angepasst ***) und kann als der gemeinsame

*) Hingegen regierte zu Fründs Zeit (von 1438—1448) ein König Christof über Schweden und Dänemark.

**) So auch die Normannischen Chroniken, die französischen, spanischen, englischen, italienischen, welche Länder alle von den Normannen heimgesucht worden.

***) Wie solches in Skandinavien geschah, darüber vergleiche E. G. Geijers Geschichte von Schweden, die vorzüglichste der bis jetzt erschienenen, der unter anderm berichtet, wie 1442 ausdrücklich verord-

Ursprung einer Menge Erzählungen, daraus gezogener Lieder und Sagen betrachtet werden, welche im Süden und Norden in einzelne Landesgeschichten übergegangen sind. Und so hat derselbe auch seinen Weg nach Schwyz gefunden und die Erzählung begründet, welche dermalen noch bei vielen als eine Sage des Volkes angesehen wird. Nun hat sich auch die schwyzerische »Sage«, nachdem sie aus Jornandes die Erzählung von den Auswanderung in 3 Haufen, selbst etliche Namen aufgenommen, ihre eigenthümlichen Zusätze und Namenserdichtungen (wie alle andern Chronisten auch gethan) erlaubt und aus dem Ortsnamen Schwyz einen Helden Suiterus gemacht und ihm die Stadt Suecia, die nirgends vorhanden ist, zum Vaterland gegeben *) — und aus dem Namen der Burg Resti bei Meyringen (einem Besitzthum des alten Geschlechtes der Resti) einen Heerführer Restius aus einem Hasle, das sie in Schweden oder Friesland suchten, währenddem dieser Ortsname nicht nur dort, sondern in allen Ländern germanischer Zunge zahlreich zu finden ist, auch in der Schweiz, auch sonst im Kanton Bern vorkommt, und einfach (wie andere Ortsnamen) in der Natur des Ortes selbst und der dortigen Gewächse gefunden zu werden vermag.

Auf einem so unsichern Boden, auf einer aus Namen und Fabeln selbsterschaffenen Geschichte **), auf keinem einzigen geschichtlichen Beweise, beruht demnach das ganze Gebäude der nordischen Herkunft der Schwyzer und übrigen Bergkantone, die sich als

net wurde, dass die Behauptung: „von Schweden aus seien die Gothen „und alle andern erobernden Völker ausgegangen“, vorne in das Landrecht musste aufgenommen werden und wie noch 1611 dieselbe auf einem Tourniere verfochten wurde.

*) Gerade wie die schwedischen Chronisten verfahren, die hinwieder ihr Vaterland Suithiod (Schweden) aus Scythia hergeleitet haben.

**) Von welcher Stumpf selbst erklärt: „es sei eine argwöhnige Histori, worin die Irrthümer nicht zu zählen — aus Stempeneien zusammengesetzt“ — der aber sich dennoch nicht anders zu helfen weiss, als dass er alle diese Fabeln nacherzählt aus keiner andern Ursache als: „die Schwyzer hätten sich je und je gerühmt, von den alten Schwediern abzustammen“, doch „lasse er jedem sein Gutdünken“.

nichts anderes darstellt, als eine blosse ungegründete Muthmassung oder gar Erfindung eines Chronisten, der jedoch schwerlich in allen Theilen mit Absicht täuschen wollte und wohl eher selbst in manchem irre geführt war durch seine Gewährsmänner, deren Zuverlässigkeit er nicht zu beurtheilen vermocht hat, endlich — als das Ergebniss einer zur Zeit der höchsten Parteileidenschaft hervorgegangenen Rechtfertigungsschrift, die wie alle Erscheinungen der Art mehr als Beitrag zur Kenntniss der Parteien und der Zustände in dem zürch. Kriege, denn als ein Dokument zur Feststellung des Ursprungs eines Volkes anzusehen ist. Aus diesem Gesichtspunkt muss denn auch jene Schrift, aus welcher alle Spätern schöpften, betrachtet werden, und daher ist auch das Urtheil ganz treffend, welches der (übrigens in ähnlichen Vorurtheilen befangene) Tschudi in seiner *Gallia comata* (Fol. 113) darüber ausgesprochen hat: »Von dem Ursprung und Herkommen der Schwyzer aus Schweden hat einer, Joh. Fründ genannt, Anno Domini 1440 ein Büchlein voller Irrthum und erdichteter Fabeln aus seinem eigenen Kopf ohne allen Grund (Begründung) ausgehen lassen, dadurch das wahre alte Herkommen mehr verfinstert als erleuchtet durch sein Gedicht, also, dass bei verständigen Gelehrten, der Historien erfahrenen, eher der schwedische Ursprung verdächtigt worden.«

Ueber dieses Anno Domini 1440 hinaus oder vor der Erscheinung gedachten Büchleins hat auch in keinem einzigen schwedischen Schriftsteller von einer so zahlreichen Auswanderung etwas aufgefunden werden können, und es scheint überhaupt, dass von diesem allen die Schweden erst durch die Schweizer in Kenntniss gekommen seien, wie deutlich aus Stumpfs Bericht selbst hervorgeht, welcher meldet, dass wenn Schweizer auf Reisen, Messen, oder auf andere Weise mit Schweden zusammen getroffen wären, sie solche immer als Landsleute »begrüsst und fleissig nachgefragt hätten, ob sich nicht in ihren Jahrbüchern etwas davon finde, dass ein Volk von ihnen in ihr Land kommen sei«, worauf die Schweden, nachdem Erich Olaus und Erzbischof Joh. Magnus (der sich rühmt, in der Schweiz überall als Landsmann empfangen worden zu sein) ebenfalls diese

Auswanderung in ihren Chroniken *) aufgenommen hatten, bald solches bejahen konnten, welcher glückliche Umstand denn auch Stumpf ermunterte, die 3. Auflage seiner Schweizerckronik (1550) dem Könige von Schweden, Gustav Erichson Wasa, selbst widmen zu dürfen.

So ist sich denn auch nicht zu verwundern, wenn wegen diesem beständigen Nachfragen nach der Verwandtschaft, die Schweden endlich bei gelegener Zeit einen Versuch wagten, von derselben einen wirklichen Nutzen ziehen zu können. Dies geschah, als sie mit den frühern Gegnern der Schweizer, dem Hause Oesterreich, in das Gedränge kamen, worauf sie ihre angeblichen Vettern nachdrücklich daran erinnerten, mit ihnen gegen den gemeinschaftlichen Feind gemeine Sache zu machen **). Allein sie vermochten gerade bei demjenigen Theile des Volkes, der diese Verwandtschaft am meisten in Anspruch nahm, am wenigsten Gehör zu finden, und bloss bei den andern Theilen, die solches nicht betraf, einige Geneigtheit zu thätiger Hülfe zu erblicken, dadurch, dass sie erlaubten, Kriegsvolk bei ihnen anwerben zu lassen. Seither ist auch auf amtlichem Wege von keiner schwedischen Verwandtschaft mehr die Rede gewesen und blos bei Schriftstellern und in dem Volksglauben dieselbe noch fortwährend behauptet worden. Hingegen ist selbst in Schweden von der Zeit an, dass dieser Gegenstand einmal in die dortigen Chroniken übergegangen war, derselbe nicht ganz ausser Acht gelassen werden. Zu verschiedenen Zeiten und selbst noch in den letzten 50 Jahren ***) haben einzelne Gelehrte sich alle Mühe gegeben, Nachforschungen über den Zusammenhang ihres Vaterlandes mit dem unsrigen anzustellen und zu dem Ende sich auch

*) Die noch sonst von Erdichtungen wimmeln. Olaus starb 1486, Magnus 1545.

**) Schon am 10. Oct. 1631 auf der Tagsatzung zu Baden durch den Schwedischen Abgeordneten, Ritter Rascha und nachher vielfältig durch Kanzler Oxenstierna.

***) *Jacobus Eck*, *Ostrogothus, de colonia Suecorum in Helvetiam egressa*. Upsal 1797. — *Axel Wirsén*, *comes Smolandus, de colonia Suecorum in Helv. deducta*. Dissertatio Upsal 1828. — Rec. im Schweiz. Geschichtsforscher VIII., 305–364. Bern 1830.

an die schweiz. Behörden gewendet, um darüber beglaubigte Nachrichten zu erhalten, worauf ihnen aber nichts als Abschriften der bereits oben (S. 84—86) erwähnten Stellen aus den Landbüchern ertheilt werden konnten. Die (so viel uns bekannt) neueste in Schweden hierüber erschienene Schrift von Graf Wirsén ist von der Ansicht ausgegangen, dass eine in der Schweiz so fest geglaubte, in so vielen Schriften wiederholte, durch Aehnlichkeit von Namen und Sitten unterstützte Behauptung von einem nordischen Ursprung sich nothwendig auf wirkliche Volksüberlieferung stützen müsse, so dass sich in die Sache selbst weniger Zweifel setzen liesse, als in die Erzählung von einer Ansiedelung zur ersten Zeit der Völkerwanderung, oder gar vor der christlichen Zeitrechnung, die ihm jedes geschichtlichen Grundes zu entbehren schien. Der Verfasser glaubte daher diese nordische Bevölkerung der Hochalpen erst zur Zeit der normannischen Raubzüge im VIII. und IX. Jahrhundert annehmen zu dürfen, worin er mit den ältesten Gegnern der schwedischen Einwanderung (Hemmerlin, Beatus Rhenanus, Nauclerus) übereinstimmt, welche ebenfalls erst in jenen Jahrhunderten eine Einwanderung zugestehen wollen und zwar aus kriegsgefangenen Sachsen und Friesen, die Karl der Grosse in diese Gebirge verpflanzt haben möchte.

Was nun die erstere Ansicht, nämlich diejenige einer normännischen Ansiedelung betrifft, so ist dieselbe in der erwähnten Abhandlung im VIII. Bande des schweizerischen Geschichtsforschers bereits so gründlich gewürdigt worden, dass eine Wiederholung alles des darin Ausgesprochenen hier gänzlich überflüssig, ja nicht statthaft wäre, und daher eine gedrängte Uebersicht genügend erscheinen wird. In der zuerst im XII. Jahrhundert aufgezeichneten Sage von Regnar Lodbrok findet sich unter anderm ein Feldzug seiner Söhne, (Iwor und seiner Brüder) nach Sudurrike (nach den Reichen des Südens) erwähnt, während welchem die mächtige Stadt Wifelsborg durch List und dann die noch wichtigere Stadt Lunaborg von den Normannen zerstört worden sei *), aus welcher Namensähnlichkeit von Wi-

*) Ums Jahr 857, von welcher Zerstörung von Luna in Toscana auch mehrere italienische Schriftsteller zu berichten wissen.

Wifelsburg mit dem kleinen Dorfe Wiflisburg (605 auf den Trümmern der ehemaligen Hauptstadt von Helvetien, Aventicum gegründet) in der Schweiz, die Folgerung gezogen werden soll, als wenn diese Normannen bis in die Schweiz eingedrungen wären, und dort eben so gut, als wie in der Normandie und in Sicilien Ansiedelungen angelegt haben könnten. Allein aus dem Umstande, dass diese kühnen Seeräuber sich etlicher an der See gelegenen Landstriche bemächtigten, kann noch kein Schluss auf eine Ansiedelung im Innern eines Landes gezogen, noch viel weniger Menschen, die der Landarbeit ganz unkundig waren, eine mit aller Mühe verknüpfte Urbarmachung eines Berglandes zugetraut werden. Aus der Geschichte geht deutlich hervor, dass auf gedachtem Zuge nach Wifelsburg die Normannen sich nirgends weit von der See entfernt haben, dass Wifelsburg nur die verdeutschte Benennung einer italienischen Seestadt*) gewesen, dass überhaupt in der ganzen Geschichte nichts von einem weitem Vordringen der Normannen in das Innere des Landes gefunden werden könne, als bis nach Paris, Trier und Worms, dass auch letzteres nur auf einem eiligen Raubzuge zu Schiffe geschehen, dessen Absicht allein auf Abführen von Beute und vieler Kriegsgefangenen als Sklaven, aber keineswegs auf Niederlassungen gerichtet gewesen, dass man überhaupt von keiner andern Ueberwinterung der Normannen im Innern eines Landes etwas wisse, als in dem Lager von Haselar oder Haslon (883) bei Löwen in Nederland, ebenfalls nicht allzuweit von ihrer Flotte, wo sie denn auch (8. Sept. 891) von König Arnulph entscheidend aufs Haupt geschlagen worden sind, so dass sie keine ferneren Einfälle mehr nach Deutschland wagten, wozu noch kömmt, dass damals zwar wohl auch Schweden sich unter den Normannen befunden haben mögen, ihr Name aber in der Geschichte jener Züge nicht besonders genannt wird und vollends die Friesen gewiss nicht mit ihnen gemeine Sache gemacht haben werden,

*) Etwa das auf einem steilen Berge gelegene Populonia in Toscana, südlich von Luna?

da sie damals in offenbarer Feindschaft und beständigen Kriegen mit den Normannen gestanden sind *).

Es kann daher aus allen diesen Gründen die Annahme von einer Bevölkerung der Waldstätte durch die normannischen Feldzüge nicht weiters berücksichtigt werden, weshalb wir nunmehr die letzte der bisher vorgebrachten Meinungen zu prüfen haben, nämlich diejenige einer Abstammung der Bewohner der Urkantone von den um 794 und 804 **) durch Karl den Grossen zwischen Gallien und Allemanien verpflanzten Friesen und Sachsen, die aber schon von Stumpf und andern ältern Chronisten lebhaft bekämpft worden ist. Obgleich sich für diese Annahme durchaus weder ein haltbarer Grund, noch ein urkundlicher Beweis, nicht einmal viele Namensähnlichkeiten ***) anführen lassen, so kann dieselbe dennoch von allen andern als die am wenigsten unwahrscheinliche und unmögliche angesehen werden, indem gerade erst nach jener Zeit die meisten Orte in den Waldstätten zum erstenmale vorkommen, indem ein Anbau jener Gegenden durch Leute in solcher gedrängten Lage sich eher denken lässt, als durch Leute, die in der Ebene noch Raum genug vorfinden, indem der angeführte Gegengrund: »Karl würde »gewiss die unruhigen Sachsen nicht an so wichtige Gebirgspässe verpflanzt haben« nicht genügend ist, weil weder Gott hard noch Grimsel damals von irgend einer Bedeutung waren,

*) Siehe darüber auch *G. Lautenschläger*, die Einfälle der Normannen in Deutschland. Darmstadt 827. 4^o (Programm) und die Schriften von *Capefigue* und *Depping* über ihre Einfälle in Frankreich.

**) Laut den *Annales Fuldens. et Bertin.*

***) Denn in der Schweiz kommen zwar sehr viele Orte vor, die mit „Saxen“ anfangen oder endigen, aber augenscheinlich sind solche dem lateinischen Worte *saxa* (Steine, Felsen) entsprungen, und nicht dem sächsischen Volke. Es finden sich nur zwei Orte mit „Fries“ in der Schweiz und zwar Frieswil, Friesenheid bei Laupen im Kanton Bern. Die Endungen von Ortsnamen mit „iz“, ebenfalls bei Bern, sind eben so wenig nieder- oder alt-sächsisch. Denn die vielen „iz“ in Ober- oder Neu-Sachsen, das bekanntlich den Wenden entrissen worden ist, haben wendischen Ursprung. Die bernischen Ortsnamen in „iz“ können auch aus der römisch-celtischen Zeit herrühren.

wenigstens damals noch gar nicht genannt wurden. Allein, wie so eben erwähnt, die Annahme einer Möglichkeit berechtigt noch keineswegs, beim Mangel aller wirklichen Beweisgründe, im Ernste eine solche Einwanderung zu muthmassen, viel weniger zu behaupten, in jedem Falle müsste sie, da nichts erwähnt ist, äusserst wenig zahlreich gewesen sein und sich allenfalls eher vom Uechtland aus in das Oberland, dessen Sprache allein noch einige Aehnlichkeit mit friesischen Wortendungen darbietet, etwa rechtfertigen lassen.

Was aber überhaupt, (wie überall in unserer Abhandlung bemerkt wurde), der Annahme einer frühern Bevölkerung, einer förmlichen Niederlassung oder Einwanderung eines ganzen fremden Volksstammes in den Urkantonen und dem Oberlande widerspricht, ist der gewichtige Umstand, dass in allen vorhandenen Urkunden und Volksüberlieferungen, ja selbst in denselben Chroniken und Geschichten, welche die Bevölkerung nicht frühe genug annehmen können — die Länder um den Waldstättersee und im obern Uechtlande sehr lange als in einem Zustande völliger Wildniss und Einöde, mit Wald und Sumpf bedeckt, geschildert werden, die erst äusserst allmählig durch Anbau, Ausrodung und Entsumpfung der Bewohnung zugänglich gemacht worden ist. Selbst Luzern, nach Windisch's Verfall der erste Ort im weiten Aargau, war vor 685 noch ein unbedeutender Ort, nach Etterlins Bericht an einem grossen Sumpfe gelegen, der bis zum Meggenhorn reichte, durch welchen die Schifffahrt beschwerlich war, weshalb an der Stelle der jetzigen St. Niklaus-Kapelle ein Leuchtthurm stand (lucerna), von dem die Stadt den Namen erhalten haben soll. Weiter ostwärts fand der h. Meinrad noch im Jahr 832 zwischen dem Etzel bis zu den penninischen Alpen, wie vor ihm St. Beat am Wendelsee (Thunersee) und Gall und Columban am Zürichsee fast nichts als Einöde (*vastitas in viae heremi*), die auch laut Urkunde von 880 zwischen Zürich und dem Waldstättersee noch mit dichtem Wald bedeckt war, woher dieselbe auch den Namen »Waldstätte« tragen mag. Auch 926 traf Benno die Gegend von Einsiedeln in keinem bessern Zustande, und laut spätern Urkunden hiess 1036 die Gegend

von Unterwalden noch schlechtweg die Wildniss am grossen See (Sylva ad lacum magnum). Schwyz war damals nur ein Hof mitten im Gehölze *), die Gegend der March um Nuolen und die Gegend um Brienz war noch Sumpf, 1100 die Gegend um Sanen ebenfalls eine Einöde (eremus), von einem einzigen Manne bewohnt. Selbst um 1148, in welcher Zeit doch die meisten der jetzt vorhandenen Orte genannt sind, die aber freilich erst nur aus einzelnen Höfen bestanden sein werden, sprechen die Urkunden nur von Wildnissen und Einöden (Sylva, eremus, vasta solitudo). Auch die noch spätern Sagen von Sümpfen, Morästen, Lindwürmern zeigen deutlich, wie langsam die Bevölkerung vor sich gegangen sei, so dass erst in dem XIII. Jahrhundert von wirklichen Völkerschaften in diesen Gegenden gesprochen werden kann, dem gleichen Zeitpunkt, als sie endlich stark genug zu werden anfangen, um sich selbst zu fühlen und vorerst nach Selbstständigkeit, dann nach wirklicher Unabhängigkeit anstreben zu dürfen.

Wie gering aber früher diese Bevölkerung gewesen sein mag, ersieht man schon allein dadurch, dass alle drei Länder zur Zeit der grössten Kraftanstrengung im Jahre der Stiftung des ewigen Bundes (1315) nur 1300 Mann ins Feld zu stellen im Stande waren, und dass lange Zeit das Decanat Luzern auch fast den Umfang aller 3 Länder umfasste, in Unterwalden vor 984 keiner Verbindung mit einem Bischof nur gedacht ist, also kaum ein Paar Geistliche dort gewesen sein mögen; dass noch früher die Kirche von Iberg lange für alle Orte hinreichte, bis dann zu Schattdorf in Uri noch eine zweite hinzukam; dass auch nachher eine Zeit lang ein einziger Priester den wenigen Hirten von Schwyz und Unterwalden genügte, welcher abwechselnd den Gottesdienst zu Mutta und St. Jakob in Ennetmoos versah, und dass die meisten Pfarren erst im XI. und den folgenden Jahrhunderten errichtet wurden; dass um das Jahr 1228 im Kanton Bern von

*) Was selbst Fassbind zugibt, der aber demungeachtet von einem Heerzuge der Länder spricht, den sie 1014 dem Bischof Werner in Strasburg zu Hülfe gethan haben sollen!

Arberg bis zu der Grimsel nur 50 — 60 Pfarreien (in die zwei Decanate Bern und Münsingen eingetheilt), vorhanden waren; dass lange Klein-Burgund nur bis an das Vorgebirg im Thunersee (die Nase), die Grafschaft Bargaen nur bis Spiez reichte und das Land obwärts gar keinem Landestheil (Grafschaft) angehörte, also fast herrenlos war, bis der Bischof von Sitten damit verschiedene Edelleute belehnte und mehrere Klöster dort gestiftet wurden, wodurch allmählig jene Gegend durch freiwillige und willkürlich verpflanzte Ansiedler endlich zu dem jetzigen bewohnten Zustand gelangt ist.

Es wäre also schon aus diesem einzigen Grunde die Erzählung von einer zahlreichen Einwanderung im IV. Jahrhundert, — oder gleichviel ob später oder früher — genugsam widerlegt, wie selbst von mehreren Vertheidigern derselben zugegeben wird. Allein sie können sich noch immer von der Annahme nicht losreissen, dass dennoch nur ein fremder, entfernter Stamm es gewesen sein müsse, welcher zuerst Schwyz, dann Uri, Unterwalden, und zwar in uralter Zeit, bevölkert habe, zu welchem Stamme auch die Bewohner von Frutigen, Simmenthal, Sanen, Jaun, selbst Oberwallis gehören sollen — und zwar hauptsächlich aus der Ursache, weil allen diesen genannten etwas Gemeinsames, etwas Eigenthümliches zum Grunde liege, welches sie von ihren Nachbarn von jeher ausgezeichnet habe.

Da dieser Ansicht von sehr verdienstvollen Männern beige-pflichtet wird, so werden wir uns genöthigt sehen, über den Gang, den diese Bevölkerung von Schwyz aus in die genannten Gegenden genommen hat, eine urkundliche, wenn auch nur übersichtliche Untersuchung anzustellen, indem nur auf diese Weise über das Alter und die Abstammung dieser Völkerschaften eine gegründete Auskunft erhalten werden mag.

Um jedoch zuvörderst der erwähnten Eigenthümlichkeiten zu gedenken, welche alle jene Gegenden von ihren Nachbarn auszeichnen sollen, so ist zwar nicht zu bestreiten, dass deren einige vorhanden sein mögen; allein es kann doch denselben gewiss keine solche Bedeutung beigelegt werden, um daraus

irgend einen gemeinsamen Ursprung aller dieser Gemeinheiten, oder eine bedeutende Verschiedenheit von ihren Nachbarn herleiten zu dürfen. Diese Verschiedenheiten sind nicht grösser, als man deren auch in allen andern Berggegenden der Erde anzutreffen vermag, in denen ebenfalls von Thal zu Thal verschiedene Mundarten, Trachten und selbst Gebräuche beobachtet werden mögen. Und was vollends die gemeinsame Abkunft betrifft, so kann dieselbe gerade aus den Eigenthümlichkeiten der benannten Thäler am wenigsten erwiesen werden, indem sie unter einander selbst eben so viele Verschiedenheiten darbieten, als sie nur immer von ihren Nachbarn verschieden sein werden. Eine wirkliche Nationalverschiedenheit und wirkliche gemeinsame Abkunft wäre entweder durch besondere Merkmale in der Sprache oder durch Urkunden zu erweisen, welche beide Erfordernisse aber uns gerade hier gänzlich abgehen.

Folgt man nun dem urkundlichen Gange der Bevölkerung in vorgedachten Landstrichen, so findet man zufällig von allen drei Ländern Schwyz zuletzt erwähnt, worauf aber gerade nicht am meisten Gewicht gelegt werden soll, indem durch die Volksüberlieferung mehrere andere Orte älter als Schwyz bezeichnet worden. Wohl aber muss es auffallen und ist überhaupt nur aus einem spätern Anbau dieser uralten Wildniss zu erklären, dass überhaupt in keiner Urkunde vor 843 irgend eines Ortes in den Waldstätten gedacht wird, ausgenommen in einer bestrittenen von 744 von Altdorf, das schon damals bestanden haben soll *). Um die Mitte des IX. Jahrhunderts werden zuerst Orte in Unterwalden genannt, als: Buchs (843), Alpnach, Sarnen, Giswil (848), später dann auch Stans, Kerns, Saxeln, Weil u. a. m. (1036), worauf in einer abgelegenen Gegend das Kloster Engelberg (1120) gestiftet wurde und bald darauf (1150) alle jetzt bestehenden Orte zum Vorschein kommen. Im Jahr 853 liest man von einem

*) Bei Hergot, die auch Müllers Schweizergeschichte I. 423. 426 anführt. Müller will aber im Namen Altdorf nicht schlechtweg ein altes Dorf verstehen, sondern glaubt, es könne auch bloß ein hoch (alt in rätischer Sprache) gelegener Ort (Hof) gewesen sein.

Ländlein Uri (pagellus Uraniae) und bis 857 vernimmt man schon von 4 Orten oder Höfen, 1081 von Kirchen zu Schaddorf, Bürgeln, Amsteg und Silenen; 1107 ward das Kloster Seedorf gestiftet, erst um 1162 aber der Pass über den Gotthard erwähnt, indem vorher die Gegend bis zu den Schöllenen erst bewohnt werden musste, damit derselbe ein Bedürfniss geworden wäre. Glarus kommt urkundlich erst 906 (nach andern 856) vor. Das Kloster Schennis an der Linth ward 806, Einsiedeln erst 945 gestiftet; Steinen wird 970, Weggis 998, Küsnacht und Arth 1036 erwähnt; Schwyz, damals ein der Kirche zu Meilen zugehöriger Hof, erst 972. Derselbe kam 1045 an Schennis, wird 1114 als Dorf(villa) genannt, worin 1144 einzelne Cives wohnten (d. i. nicht leibeigene Bürger), und welcher 1150 bereits einer grössern Genossenschaft den Namen gegeben hatte (villicatio Suicia), während der Ort selbst nur »zur Kilchgassen« hiess. Diejenigen Gegenden des Berner Oberlandes, welche ebenfalls von dem gleichen Volke abstammen sollen, welches die 3 Länder besetzt habe, werden noch weit später, als die Länder selbst, in den Urkunden erwähnt und es zeigt sich überdies deutlich, dass sie keineswegs allein vom Stamme der Schwyzer, sondern von mehr als einer Seite bevölkert worden sein müssen. Denn schon mehrere Jahrhunderte vorher, ehe noch ein einziger Ort in Hasle, Frutigen u. s. w. genannt wird, ist vom Thunersee und von den Thälern der Simmen, Kandern und Lütchenen her das Land von deutschen Ansiedlern urbar gemacht worden und also keineswegs erst vom Brünig und Hasle her, wie sie sich später selbst glauben machen wollten. Als älteste Kirche des Oberlandes wird allgemein diejenige von Einigen angesehen, die schon vor dem VII. Jahrhundert stand und (vielleicht nach einer fabelhaften Chronik) bereits um 933 an die 12 Filiale gehabt haben solle, hierauf 662 Spiez, St. Beat, 763 Scherzligen, im IX. Jahrhundert Gsteig bei Interlachen, im X. Jahrhundert Thun, Ringgenberg, Amsoldingen, Wimmis, um 1040 St. Stephan im Simmenthal, 1044 Grindelwald. Zwischen 1073 — 89 ward das Kloster Rougemont im Sanenthal gestiftet und als bald darauf die romanischen Hirten von der Tine (dem Bocken) her mit ihrem Vieh der Sane entlang immer

weiter aufwärts weideten und sich durch die Waldungen einen Pfad bahnen wollten, seien sie auf Hirten anderer (deutscher) Zunge gestossen, die schon 1115 urkundlich als »in terra Allemannorum« erwähnt werden*) und wahrscheinlich von Simmenthal her über den Berg gekommen waren. Um diese Zeit wird auch Brienzwiler und Goldswil erwähnt. 1133 ward das Kloster Interlachen gestiftet. 1132 werden die Kirche von Brienz, 1222 diejenigen in Aeschi, Leysigen, Därstetten u. a. am Thunersee genannt, 1228 diejenigen v. Frutigen, Zweisimmen u. a. m.**), 1249 diejenige von Bellegarde oder Jaun im Freiburger Oberlande. Die meisten Orte waren anfangs zu unbedeutend, um eigene Kirchen zu haben; so erhielten deren erst 1439 Adelboden, 1444 Sanen, 1454 Gsteig, 1486 Lauterbrunnen, 1504 Lenk, 1518 Lauenen, welches alles auf langsame Bevölkerung hindeutet ***). Erst um das Jahr 1233 geschieht zuerst des Ober-Hasle Erwähnung und des Orts Meyringen (Meyringen in loco Hasilthal in terminis Burgundiae), damals auch »in der Gassen« genannt, welches aber weit früher angelegt worden sein muss, da um diese Zeit bereits einer Kirche, 1244 eines Ammanns, eines kaiserlichen Vogtes, einer Reichssteuer von 50 Pfund erwähnt ist, das aber demungeachtet doch zu wenig Bevölkerung hatte, um viel davon abgeben zu können, indem selbst 1559 erst 253 Feuerstellen im ganzen Thale waren (jetzt die fünf-fache Zahl) und bis 1713 eine einzige Kirche zureichte, während jetzt vier vonnöthen sind. Von hier aus können also die andern der genannten Thäler keinen grossen Zuwachs an Bevölkerung erhalten haben, sondern werden von anderswoher bewohnt worden sein. Diejenigen Leute aus den Ländern und dem Hasli, welche ihren Unterhalt zu Hause nicht fanden, scheinen sich, wie Geschlechtsnamen und Ueberlieferung ausweisen, vorzugsweise in

*) *Kohli*, Geschichte von Sanen, Bern 1827. *Müller*, Geschichte von Sanen, in seinen kleinen Schriften.

**) *Matile cronica Lausannensis chartularii* (1235) *Novi castri* 1840.

***) Die Angaben über die Oberländer Kirchen verdanke ich der schätzbaren Gefälligkeit des Hrn. alt Landammann Lohner von Thun, diejenigen über Sanen derjenigen des Hrn. alt App.-Rath E. v. Rodt von Bern.

das Oberwallis gezogen zu haben, wohin auch andere von dortigen Edelleuten verpflanzt worden zu sein schienen. Indessen scheint im Allgemeinen die deutsche Bevölkerung im Wallis nicht sehr alt zu sein, indem erst nach 1200 deutsche Ortsnamen hier vorkommen *) und dieselben auch jetzt noch keineswegs die Mehrzahl ausmachen, und das Romanische in den Namen überall vorwiegt. Die frühern Einwohner müssen erst spät durch den Einfluss der deutschen Einwanderer deren Sprache angenommen haben, bis sie oberhalb Siders die allein gültige geworden ist. Denn selbst um 1400 sprach man in Leuk noch kein Deutsch, 1474 hatte man erst 12 deutsche Pfarreien im Wallis, bei Tschudi's Durchreise (1524) waren erst die drei Zehnen Gombs (*mons Dei*), Brig-Naters und Visp ganz deutsch, Raron, Leuk noch vermischt; zu Simmlers Zeit (1574) sprachen erst die Vornehmen zu Leuk, Siders, Sitten deutsch und noch zur Stunde können eigentlich Siders, St. Leonhard, Sitten und Bremis nur als einzelne deutsche im romanischen Land vorgeschobene Posten betrachtet, als die eigentliche Sprachgrenze muss aber die alte Völkerscheide im Walde von Pfingen angesehen werden.

Vom deutsch gewordenen Oberwallis aus wurde dann auch, wie aus Urkunden hervorgeht, über die Berge her, ein Theil des Berner Oberlandes bevölkert, indem man 1345 leibeigene Leute aus dem Lötscher-Thal in das jenseits liegende Lüttschinen-Thal (das von ihnen wahrscheinlich erst den Namen annahm) nach Gsteig, Saxeln, Wildswil, Lauterbrunnen, Grindelwald, Emmernten, auch bis Brienz, Wylen, Brünigen, Goldswil, Planalp verpflanzt sieht. Auch andere Auswanderungen der deutschen Oberwalliser werden sich vor dem XIII. Jahrhundert nicht nachweisen lassen, so namentlich nicht die Ansiedelung im Lysthal im Gebiet von Aosta, woselbst sich jetzt die (schon von Tschudi als »Krämerthal« erwähnten) deutschen Gemeinden Gressoney, Issime

*) Wie Hr. F. Gingins de Lasaraz in einer Abhandlung im vorigen Bande des Archivs dargelegt hat. Siehe auch Anm. zu S. 51.

und Gabi befinden, die aber, laut einer Urkunde von 1218 *) damals noch nicht von Deutschen bewohnt sein konnten — eben so wenig die deutschen Ansiedlungen im obern Sesiathal zu Alagna (zu Tschudi's Zeit Presmello genannt), im Sermentathale zu Rima, im Mastalonethale zu Rimella, im obern Anzathale zu Macugnaga und Pestarena, über welche alle Hr. Alb. Schott in seinem gehaltvollen Werke über die deutschen Colonien am Monte rosa (Stuttgart 1842) ausführliche Belehrung ertheilt. Ueber den Ursprung sämtlicher dieser Ansiedlungen hat man bis jetzt keine andere Nachricht auffinden können, als dass sie von Verpflanzungen aus dem Visperthal **) herrühren mögen, wie denn auch, um den ewigen Waidstreitigkeiten vorzubeugen, um 1250 aus dem Anzathale Leute in das Visperthal versetzt worden sind. Eben so wenig weiss man genau, wann zuerst deutsche Ansiedler sich jenseits des Simplon in den Dörfern Simplon, Gsteig, Ruden (Gondo) und Urnäsen (Ornavasco, Tschudi: Urlivasch) ***) an der Tosa niedergelassen haben. Man weiss nur, dass letztere Niederlassung von Naters her geschah und von Kaiser Otto (1200) Freiheiten erhalten habe, aber nicht ob die Anpflanzung ursprünglich eine freiwillige gewesen sei. Sie rühren wahrscheinlich aus der Zeit her, in welcher der Simplonpass wieder gebraucht worden ist (1191 bis 1215) †). Die Gründung der deutschen Genossenschaft von Formazza oder Pommat im obern Tosathale kann ebenfalls nicht vor Otto's Zeit (1200) angenommen werden, obwol sie eine der ältesten Walliser Ansiedlungen ist und lange vor 1485, wo sie einen Freiheitsbrief erhielt, gegründet worden zu sein scheint ††). Unterhalb und neben

*) Von Hrn. v. Gingins in einer Abhandlung im vorigen Bande citirt.

**) Dessen Hauptort St. Nikolaus ebenfalls „zur Gassen“ heisst. Die Anza wird von den Deutschen Visp genannt.

***) In welchem letzterem Ort aber seit 50 Jahren das Deutsche ganz verschwunden ist.

†) Siehe die erwähnte Abhandlung des Hrn. v. Gingins.

††) Siehe darüber die Einleitung zu den von mir herausgegebenen Statuten dieser Thalschaft im vorigen Bande des Archiv's und die in diesem Bande gedruckten Freiheitsbriefe derselben.

derselben befanden sich zu Tschudi's Zeiten noch mehrere deutsche Ansiedelungen, die aber seither längst die italienische Sprache angenommen haben, mit Ausnahme von Agaro und Saley, (westlich gegen das Walliser Bindenthal) und Bosco (Gurin, im Rovanthal zu oberst im tessinischen Bezirke Val magna gelegen), die noch jetzt die deutsche Sprache beibehalten haben *).

Auch die Einwanderungen aus dem Wallis nach Rhätien durch die sogenannten Walser **) sind erst im XIII. und XIV. Jahrhundert vor sich gegangen — so nach Davos im Jahr 1233 (nach Salis 1250), durch welche Belfort, Schallfick, Prättigau die deutsche Sprache angenommen haben — in das Vorarlbergische, wo man ein eigenes Walserthal antrifft, die Deutschen aber erst von 1303 an urkundlich vorkommen, welche ebenfalls von dem grössten Einflusse auf die (frühere) romanische Bevölkerung gewesen sind — endlich auch in den Umgebungen von Pfeffers bis in das jetzige Fürstenthum Lichtenstein hinein, wo der Flimserberg **), Walserberg, Mastrilser- und Triesenerberg von Walsern zuerst angebaut worden sind, deren früheste Spuren man aber erst um 1325 wahrnehmen kann.

Diese zahlreichen Auswanderungen aus dem Oberwallis nach allen Seiten lassen sich nicht anders erklären, als durch einen beständigen Zufluss aus den kleinen Kantonen, und dass überdiess gar viele andere Leute sich an sie angeschlossen hatten, welche gerne an ihren Vorrechten Theil nehmen wollten; wobei endlich auch nicht zu übersehen ist, dass jene Walliser auch nicht sämt-

*) Man vergleiche über diese erst spät angelegten deutschen Ansiedelungen in Italien die in S. 43 angeführten Aeusserungen von Tschudi.

**) Worüber Hr. Jos. Bergmann, k. k. Custos, in den Anzeigeblättern zu No. 105—107 der Wiener Jahrbücher der Literatur (1844) gründliche und sehr interessante Untersuchungen bekannt gemacht hat, die hoffentlich einmal dazu führen werden, die vielen seltsamen Irrthümer zu berichtigen, welche selbst noch in neuern, übrigens verdienstvollen Schriften über die deutschen Walser oder Walliser zu Tage gefördert werden, indem man sie noch immer mit den Walen (Romanen) verwechseln will.

***) Worüber eine lesenswerthe Abhandlung in Salis-Seewis kleinen Schriften.

lich von jeher deutsch gewesen sein mögen, sondern ein guter Theil aus ursprünglichen Welschen bestund, die durch Vermischung mit den deutschen Einwanderern deren Sprache angenommen haben mögen, wie auch aus den Geschlechtsnamen hervorzugehen scheint.

Aus der ganzen obigen, wenn auch nur übersichtlichen Zusammenstellung über den Gang der deutschen Bevölkerung in dem mittlern Theile des Hochgebirges geht nun aber doch unzweifelhaft hervor, dass an der Erzählung von einer uralten, zahlreichen Einwanderung in die schweizerischen Urkantone, sei es von irgend einem Volke, welches es wolle, nichts Wahres sein könne, und dass sie also nicht nur alles geschichtlichen, sondern auch jeden andern Grundes entbehre, ja geradezu der Möglichkeit widerspreche — dass zur Zeit Karl d. Gr. (800) in allen 3 Ländern und in der Gegend oberhalb des Thunersees wohl kaum 100 Feuerstellen gewesen sein mögen — und dass also diejenigen Schriftsteller, welche sie 900 Jahre früher mit Taurischen und Cimbern und nachher überdiess mit flüchtigen Römern, und abermals nachher überdiess mit flüchtigen Gothen bevölkern, gänzlich im Irrthume seien, und dass endlich vollends noch die Landbücher, Chroniken und Lieder, die zu allen diesen Bewohnern noch 7200 Mann Schweden und Friesen mit Weib und Kind im Jahr 387 ankommen lassen, durchaus keine Glaubwürdigkeit verdienen, und ganz übersehen, dass ein Land im Zustand der Wildniss eine solche Bevölkerung gar nicht zu ernähren vermöchte, die sie fast stärker angeben, als sie dormalen in angebautem Zustande vorhanden ist.

Dieses alles wollen nun zwar die jetzigen Vertheidiger der nordischen Abstammung gerne zugeben und sind auch so weit gegangen, die ganze »Sage« als auf sehr unsicherm Boden stehend zu erklären; sie nehmen aber immer noch die Möglichkeit einer solchen an und können sich hauptsächlich von dem Gedanken nicht befreien, dass dasjenige, was doch seit 400 Jahren von so vielen, von dem Volke selbst behauptet worden, doch nicht ohne allen Grund sein dürfte. Sie haben sich daher die Mühe gegeben, die Erzählung von allem Fabelhaften zu

entkleiden und bloss die eine Thatsache stehen zu lassen, dass denn doch einmal irgend eine, wiewohl nicht zahlreiche Einwanderung aus Schweden in die Alpen stattgefunden haben werde, die sie aber erst um das VI. Jahrhundert zurückführen wollen. Die oft erwähnte Abhandlung leitet sie daher von einem kleinen Haufen von Schweden her, die als Flüchtlinge von dem geschlagenen Heere der Ostgothen oder Longobarden in die Alpen versprengt worden sein mochten.

Allein auch dafür müsste denn doch auch irgend ein haltbarer Grund angeführt werden, der wenigstens einen der gehegten Zweifel, die von den Vertheidigern der Ansicht selbst zugegeben werden, wieder zu lösen möglich machen würde. Denn nichts berechtigt zu dieser Annahme; weder die Geschichte spricht dafür, noch irgend ein Haupterforderniss, wodurch sonst die Abkunft eines Volkes bewiesen werden muss, wenn Urkunden fehlen; alles geht hier ab; denn Ähnlichkeit der Sprache, der Sitten, den Orts- und Geschlechtsnamen *) mit Schweden ist in den Urkantonen und dem Hasli keine grössere vorhanden, als auch sonst bei allen ihren Nachbarn, ja selbst in den nächsten Theilen von Deutschland vorgefunden zu werden vermag.

Indessen werden wir trachten, die wesentlichen Gründe, die in der Abhandlung im Geschichtsforscher angeführt sind, näher zu durchgehen, um auch gar nichts untersucht zu lassen, was nur immer zur Aufklärung dieses Gegenstandes hinführen möchte.

Es wird in der Volksüberlieferung das Muttathal als eine der ersten Ansiedelungen im Kanton Schwyz, älter als der Hauptort selbst angegeben. Aus diesem soll nun erstens gefolgert werden, dass von hier aus, als dem gemeinsamen Sammelplatze (schwedisch: mœtta, englisch: meeting) des Volkes, auch Uri, Un-

*) Indessen hat man z. B. versucht, das Geschlecht Beringer oder „von Bergen“ im Hasli mit dem Anführer der gothischen Auswanderer aus Schweden, Berig, in Verbindung zu bringen, welches aber gar nichts beweist, indem dieser Geschlechtsname auch in Deutschland häufig vorkommt und überdies in den verschiedenen Lesarten von Jornandes Bericht über diese Wanderung jener Anführer bald Berig, bald Teric, bald Verio genannt wird.

terwalden und Hasle ihre Bewohner erhalten haben. Allein aus der Uebersicht des Ganges der Bevölkerung, sowie aus den gleich nachher folgenden Untersuchungen über den ersten rechtlichen Zustand der Länder geht hervor, dass dieselben von verschiedenen Seiten her bevölkert worden sein müssen, und also nicht bloss von Mutta her gekommen sein können, und dass dieser Name Mutta, Mutten noch gar viel anderswo (in Glarus, Bündten, Ursern, Zermatt, bei Belp, Signau, sogar bei Basel), überhaupt in allen ehemaligen und noch vorhandenen romanischen Ländern häufig vorkomme*) und einfach »einen Ort an oder auf einem Berge« bedeute, wie denn auch das schwyzerische Mutta am Fusse des Pragels liegt und von den benachbarten romanischen Hirten zur Zeit, als Glarus noch rhätisch war, nach seiner Lage also benannt worden sein wird. — Sodann sollte aus diesem gleichen Umstande der ersten Ansiedlung in Mutta zweitens noch gefolgert werden, dass die gothische Einwanderung aus Italien durch Graubünden, Glarus über den Prangel geschehen sei, welcher grosse Umweg in der Abhandlung selbst als etwas unwahrscheinlich angenommen wird, besonders da noch so viel unbebautes Land auf dem Wege lag und sich doch noch Spuren eines solchen Durchzuges in deutschen Ansiedelungen vorfinden müssten, wovon aber vor dem XII. (oder wohl gar XIII.) Jahrhunderte in Graubünden gar nichts zu finden ist. — Hierauf wird dann besonders drittens auf den Umstand aufmerksam gemacht, dass die Bewohner der Urkantone zugeben, die letzten Christen gewesen zu sein**) und dennoch von Missionen nichts vorkomme***), woraus die Abhandlung den Schluss zieht, dass die Auswanderung nicht aus dem damals noch heidnischen Schweden geschehen sein könne, sondern von den zwar christlichen aber arianisch gesinn-

*) Z. B. in Frankreich, wo viele la Motte vorkommen, in Italien u. s. w.

**) Welches mit der dem Pabste so frühe geleisteten Hülfe nicht übereinstimmt.

***) J. v. Müller erwähnt eines Bischofs von Augsburg aus dem IX. Jahrhundert, welcher später der Apostel der Schweizer genannt worden sei, unter welchem man sich aber auch einen (der damals häufigen) Bussprediger vorstellen könne.

ten Ostgothen oder Longobarden ausgegangen sein müsse, welche seit den Zeiten Pabsts Gregor dem Grossen in Italien anfangen verfolgt zu werden, worauf sich einzelne in diese Berge geflüchtet haben möchten. Obgleich diess keine Unmöglichkeit wäre, so sprechen doch viele Gründe wider eine so frühe Ansiedelung, wie schon oben gezeigt worden ist. Die Sage von der verzögerten Annahme des wahren christlichen Glaubens wird von andern (J. v. Müller und auch Fassbind) auf die Ketzereien bezogen, die sich vom Morgenlande aus in alle abendländische und auch in diese Gebirge verbreitet hätten, wovon auch Prior Heinrich meldet, der in seinen Corveier Jahrbüchern (ad a. 1150) die Suicia ausdrücklich nennt, zu welcher Zeit auch Arnold v. Brescia von Zürich aus auf das ganze Gebirge einwirkte und mehrere 1000 Alpenbauern bewegen konnte, dass sie ihm bis Rom das Geleite gegeben haben. (Müller I., c. 14, n. 278). — Endlich wird viertens darauf hingewiesen, dass wenn die Schwyzer behaupten, von Schweden und Friesen abzustammen, sich dieses daraus erklären lasse, dass Völker dieser Stämme sich den Ostgothen oder Longobarden angeschlossen haben könnten und hernach als wahre Schweden in Schwyz aufgetreten sein möchten. Allein wenn dem so wäre, so müsste denn doch in irgend einem der vielen Schriftsteller, welche von den gothischen und longobardischen Zügen von der Ostsee zum schwarzen Meere und von da nach Italien, Gallien und Spanien berichten, etwas von diesen schwedischen und friesischen Haufen, die das gothische Heer verstärkt hätten, zu lesen sein, wobei nicht zu übersehen ist, dass von der Zeit an, dass die Gothen die Ostsee verliessen, bis zu ihrer Besiegung in Italien, wenigstens sechs Jahrhunderte verflossen sein müssen. Wenn also wirklich einmal Schweden sich mit ihnen vereinigt hätten, so wäre in dieser erstaunlich langen Zeit ihr Name im Hauptvolke längst untergegangen, worüber auch das Schweigen aller Schriftsteller das beste Zeugniss giebt *).

*) Die meisten Irrthümer über die Schweden und Gothen rühren davon her, dass man die nach Italien gekommenen Gothen mit denjenigen verwechselt, welche jetzt noch in Skandinavien wohnen (den Guten

Wir glauben also mit vollem Recht die schon oben (S. 50 bis 56) bei der Aufzählung der einzelnen nordischen Völker, die nach Süden kamen, ausgesprochene Ansicht, dass keines derselben die Alpen bevölkert habe, hier nochmals wiederholen zu dürfen und darauf hinzuweisen, wie unwahrscheinlich eine solche Einwanderung sein müsse, selbst wenn man sie durch Flüchtlinge geschehen lassen will. Alle diese erobernden Völker waren nur an Jagd und Krieg und keineswegs an den Feldbau gewohnt, den sie durch Sklaven betrieben, die sie den Ueberwundenen abgenommen hatten und wozu in den grossen Reichen, die sie einnahmen, genug Raum in den offenen Ebenen vorhanden war. Wenn sie auch im Kriege unglücklich wurden, so fand sich für die Ueberbleibenden bei befreundeten deutschen Stämmen noch Gelegenheit genug, die alte Lebensweise fortsetzen zu können, so dass auch in diesem Falle an eine Urbarmachung von Wildnissen durch sie nicht zu denken ist. Zu einer solchen anhaltenden Arbeit, wie nothwendig die erste Ausrodung der Schweizerberge und Sümpfe gewesen sein muss, bedurfte es eines ganz andern Schlages von Leuten,

oder Jüten) und wirklich dort Nachbarn der Schweden sind. Diese skandinavischen Gothen mögen vor uralten Zeiten zwar wohl einmal ein und dasselbe Volk gewesen sein mit denjenigen Ost- und Westgothen, die zuerst an der Ostsee, dann an dem schwarzen Meere, zuletzt in Italien und Spanien vorkommen und daher mag Jornandes ganz recht haben, wenn er von einer einmaligen Trennung beider Volksstämme erzählt. Aber er mischt die verschiedenen Zeitperioden bunt durcheinander, macht beliebig Zusätze und verwechselt immer seine Gothen und Schweden mit den Geten und Scythen, die ebenfalls am schwarzen Meere wohnten, so dass man nicht recht weiss, wann eigentlich die Trennung geschehen und was überhaupt an allem für Wahrheit oder Erdichtung zu halten sei. Die Trennung muss jedoch in so entfernten Zeiten stattgefunden haben, dass von einer Verwandtschaft der ital. Ostgothen mit den skandinav. Gothen nicht mehr die Rede sein kann. Was nun vollends die Schweden betrifft, so kommt ihr Name zum erstenmal um 100 Jahr n. Chr. vor. Sie setzten sich in Skandinavien zwischen Finnen und Gothen und wurden hernach so mächtig, dass sie das ganze Reich nach sich zu nennen vermochten; aber von einer Auswanderung derselben aus Schweden mit oder ohne Gothen kann nirgends etwas aufgefunden werden.

als solchen, die schon seit mehreren Geschlechtsfolgen in warmen Ländern ihre nordische Abkunft längst verläugnet hatten, bedurfte es unternehmender Landbauer und Viehbesitzer, die im Gegentheil seit mehreren Geschlechtsfolgen an das Härteste gewohnt, und wie alle Bewohner hoher Gegenden mit ganz besonderer Vorliebe der Bewirthschaftung hochgelegener weitläufiger Weidenländereien zugethan waren und daher, immer weiter steigend, jeder Gegend, die Holz, Wasser und Gras in Ueberfluss darbot, Geschmack abgewannen und die grösste Mühe nicht scheuten, wenn sie nur hoffen konnten, dass dieselbe mit einigem Erfolg begleitet sein werde und die ferner darauf sehen, dass auch für ihre Nachkommen noch weitere Strecken zum Anbau sich darbieten möchten. Dergleichen Land-Urbarmacher aber konnten sich zur Zeit der Völkerwanderung überhaupt noch nicht vorfinden, auch bei den Alemannen und Baiern nicht, die doch dem Landbau ergeben waren, indem damals selbst der kleinste Freie und Freigelassene bei der Vertheilung der Ländereien in der Ebene und auf den Hügeln hinreichend bedacht wurde, um sich und seine Nachkommen noch lange Zeit durchbringen zu können, und nirgends das Bedürfniss vorhanden schien, sich in den unfruchtbaren Theilen unnöthige Mühe verursachen zu müssen.

Dieses Bedürfniss trat erst ein, als bei zunehmender Bevölkerung der Raum für die Heerdenbesitzer zu enge zu werden anfang; noch mehr aber, als später, wie die Geschichte lehrt, die immer zunehmende Ungleichheit im Länderbesitze und die Bedrückungen der Grossen die kleinern Freien nöthigte, sich entweder irgend einem Mächtigen oder einem Kloster in Schirm zu übergeben und das ganze (oder auch nur einen Theil) seines Gutes als Lehen zurück zu empfangen oder auszuwandern*) oder endlich solche Gutsbesitzer aufzusuchen, die ihnen ihre entlegenen Güter gegen mässigen Zins zum Anbau überlassen wollten, wodurch sie ihre Selbstständigkeit viel besser zu behaupten im Stande

*) Noch Kaiser Friedrich II. erliess strenge Verordnungen gegen dieses Auswandern der verarmten Leute; er begünstigte dagegen deren Ansiedelungen.

waren, als wenn sie in den dichter bewohnten Ebenen neben dem Gesinde und den Leibeigenen der Grossen gewohnt und mit ihnen gleiche Behandlung erfahren haben würden. Aus dergleichen Ansiedlungen in den abgelegensten Bergen sind denn auch alle die Einwanderungen aus dem Oberwallis in der Nähe und Ferne entstanden (S. 101-103), über deren Verhältnisse viele Urkunden deutliche Auskunft geben, die ausser dem Zins von ihren Gütern und der Heeresfolge, der Gerichtsbesetzung (und zuweilen noch den Reichssteuern) nichts weiter zu leisten hatten — aus dergleichen auch diejenigen Leute aus den Urkantonen, die freiwillig nach dem Wallis und dem Oberhasli gekommen sind, die schon von ihrer ersten Erwähnung an eben solche Freiheiten genossen haben — von dieser Art auch die freien Geschlechter in Glarus, von denen 12 den Edelleuten gleich gehalten waren und 34 andere ihr Kloster mit Schild und Speer zu schirmen und für dasselbe das Gericht zu besetzen hatten — von dieser Art auch die Freien in Appenzell (deren viele zerstreut im Lande, besonders zu Trogen, vorhanden waren) — von dieser Art wahrscheinlich auch die Freien in Uri, von denen schon im Vergabungsbrief des Landes (853) die Rede ist, sowie auch in Unterwalden, endlich in Schwyz, deren von Anfang an nicht wenige vorkommen und die überdiess 1291 eine ausdrückliche königl. Bestätigung ihrer Freiheiten empfangen, und eine besondere Einung innert ihren 4 Kapellen hatten, innerhalb welchen sich nur Freie setzen durften^{*)}. Die meisten dieser freien Geschlechter werden überall in den obersten Gegenden angetroffen, so z. B. an der Quelle der Rhone in Wallis und hauptsächlich im Lande Schwyz, wo ihr Stamm am unvermischtesten in den 4 obern Vierteln oberhalb der Platten zu finden ist, wo auch die ältesten Niederlassungen zu Iberg, Römerstalden, Ibach, Mutta entstanden sind.

Es ist nun ganz wohl möglich, dass von diesen ersten

^{*)} Ueber deren Grenzen und Gerichtsbarkeit mir Hr. Kantonsschreiber v. Reding gefälligst eine Urkunde aus dem Jahr 1409 mitgetheilt hat, die offenbar ein weit älteres Recht voraussetzt.

Niederlassungen aus wenigstens einer der Hauptstämme derjenigen freien Ansiedler hervorgegangen sei, welche auch in Uri, Unterwalden, Hasli, Wallis und von da weiter, meist in den Gebirgen sich verbreitet haben. Aber von irgend einer urkundlichen oder geschichtlichen Gewissheit über deren Abkunft kann hier nicht die Rede sein. In jedem Falle haben aber diese freien Bergbewohner weder den grössern noch den frühern Theil der Bevölkerung ausgemacht, sondern es sind, wie die Urkunden darauf hinweisen, längst vor ihnen, (wenigstens vor der Carolinger Zeit) einzelne Höfe in den zugänglichen Gegenden der Länder angelegt gewesen, deren früheste Anlage zum Theil selbst bis zur Römerzeit hinaufreichen möchte (wovon Spuren in Schwyz, Unterwalden, Glarus, Appenzell vorhanden sind)*), die aber schwerlich in irgend einer bedeutenden Zahl vorhanden gewesen sein mögen, weil nur ein einzelner Ortsname vor 843 urkundlich genannt ist.

Von diesen Höfen aus, die in die Gewalt der Alemannen (und vielleicht nachher der Franken) gefallen waren und mit welchen einzelne Edelleute und Klöster belehnt und begabt worden, ist eben der eigentliche Anbau der Thalgegenden und deren Bevölkerung zuerst ausgegangen und nachwärts auch die fruchtbarern Bergabhänge urbar gemacht worden. Die meisten dieser Anbauer waren aber Leibeigene, von den Gutsherren aus dem Zürichgau und Aargau von ihren dort gelegenen Gütern hier (nicht immer freiwillig) angesetzt, wie solches im Mittelalter überall üblich war, jedoch wie die Urkunden ebenfalls ausweisen, in sehr verschiedenen Formen und Graden der Knechtschaft, die bei einigen sich sogar einem freien Zustande genähert haben mag.

Es kann daher von einer gemeinsamen Abstammung der Bewohner sowohl der drei Länder als des Oberlandes und des Oberwallis nicht gesprochen werden. Eben so wenig kann man eine durch sämtliche Bewohner beständig genossene Freiheit annehmen (wovon höchstens das kleine Hasli auszunehmen ist),

*) Siehe oben S. 30—36, 60—61.

noch überhaupt einen frühern freien Zustand, der nachher verloren wurde, wenn solches schon in fast allen Landesgeschichten (z. B. von Schwyz, Sanen u. a.) behauptet worden ist, und wie auch die Erzählung von der nordischen freien Abkunft bezwecken will, sondern es sind in den Ländern anfangs nur wenige Freie gewesen und es ist erst nachher ihre Zahl immer mehr angewachsen, bis zuletzt nach langer Zeit Alle die gleichen Rechte erlangt haben. Aber auch von den wenigen ursprünglich Freien, die aus niedern Edelleuten ohne Gutsherrschaft und aus Besitzern von Viehheerden bestanden, kann urkundlich kein gemeinsamer Ursprung nachgewiesen werden, weil sie ebenfalls von verschiedenen Seiten her gekommen sein mögen, so dass also auch der letzte Grund zur Behauptung einer fremden gemeinsamen Abkunft, die man allenfalls noch auf die freien Geschlechter beschränken möchte, wegfallen muss, da der geringste Theil derselben seinen Ursprung bis auf die Zeit der Einwanderung zurückzuführen im Stande ist. Ueber die Abkunft dieses Volkes kann also auf keine Weise ein bestimmter Bericht ertheilt werden. Nur so viel scheint gewiss zu sein, dass sie von den angränzenden Bewohnern der Ebne nicht verschieden waren, und dass folglich die Freien unter den Allemannen, zu denen aber wohl auch Männer aus andern deutschen Stämmen sich gesellt haben werden, den Hauptbestandtheil wenigstens der Altgefreiten werden geliefert haben. Was den Zeitpunkt der ersten Ansiedelungen dieser letztern anbelangt, so hindert nichts, den Anfang derselben schon in die Zeiten Karl d. Gr. zurückzuführen, wovon die Möglichkeit Hr. *F. de Gingins* in seiner Abhandlung: *Essai sur l'état des personnes et la condition des terres dans les pays d'Uri au 13^e siècle* *), durch eine Menge Beweisstellen genügend dargethan hat, allein wie oben erwähnt, es mögen in dem Laufe der Jahrhunderte noch gar manche spätere Ansiedler dazu gekommen sein.

Wenn nun aber schon diese Freien (welches Wort jedoch im Mittelalter immer nur im Gegensatz zu den Leibeigenen und

*) In diesem Archive I., 17—66.

nicht von Leuten mit politischer Unabhängigkeit begabten, zu verstehen ist) zwar wohl anfänglich die bei weitem kleinere Zahl der Gesamtbevölkerung ausgemacht haben, so waren sie dennoch zufolge ihrer Stellung und dadurch, dass aus ihnen allein alle Richter und Beamtenstellen besetzt wurden, dazu berufen, auf die ganze Volksmenge den grössten Einfluss auszuüben und derselben (die hier an ihnen eine Stütze und keine Unterdrücker fand) allmählig ebenfalls zur Erwerbung des gleichen befreiten Zustandes behülflich zu werden. Die Gutsbesitzer (und damals hauptsächlich die Klöster) waren später diesen Befreiungen selbst nicht immer abgeneigt, seitdem sie eingesehen hatten, dass sie aus ihren Gütern grössere Einkünfte als vorher ziehen konnten, wenn sie ihren Angehörigen solche Begünstigungen gewährten, welche denselben die Benutzung der Güter erleichterten (z. B. Vererbung in die Seitengrade, freie Heirathen u. s. w., wodurch dieselben selbstständiger wurden) und dadurch, dass sie sogar den Loskauf von jeglicher Leibeigenschaft zugaben. Dieses alles wurde von den Bewohnern der Länder bei jeder Gelegenheit eifrig benutzt, um allmählig in allen Klassen der Bevölkerung dieselbe persönliche Freiheit zu erwerben, welcher früher nur wenige theilhaftig gewesen waren. Endlich nach langsamem Streben zur Selbstständigkeit finden wir im XIV. Jahrhundert (zum guten Theile aber erst nach der Stiftung des Bundes) fast sämtliche Bewohner der drei Länder, die früher an Ursprung und Stand so verschieden waren, im gleichen Genusse der Rechte, wodurch es erst möglich wurde, sie zu einem gemeinsamen Ganzen zu verschmelzen und sich als ein gemeinsames Volk mit gleichen Interessen ansehen zu lernen. Dieses Ziel ihrer Bestrebungen wurde zwar auf vertragsmässige Weise, aber nicht ohne Kampf und Widerstreben erreicht. Denn nun fing man an, mit grösserm Nachdrucke als vorher geschehen war, Ansprüche an sie geltend zu machen, die früher gar nicht oder schon lange nicht mehr vorgebracht worden waren. Aus diesem nothwendigen Widerstande gegen dergleichen Anmassungen von ungegründeten und ungewöhnlichen Rechtsamen musste dann auch allmählig ein Bestreben erweckt werden, gegen Erneuerungen dieser Art in

Zukunft gesichert zu sein, wodurch zuletzt auch die ganzliche Selbstständigkeit und Unabhängigkeit errungen worden ist. So lange aber diese nicht vollständig gelang, war ein beständiger Krieg der Meinungen unausbleiblich und dadurch ein gegenseitiges Gefühl der Erbitterung und der Rache unterhalten, das auch von Seite der Länder wieder zu Angriffen und Ländereroberungen führte und durch die glücklichen Erfolge dem gesammten Volke einen Stempel der Zuversicht und des Selbstvertrauens, zuweilen des Uebermuthes aufdrückte, der erst, nachdem die Tage des Ruhms und der Siege und des Einflusses auf andere Völker längst vorüber waren, wieder einer nüchternen Anschauung der Dinge Raum machen konnten. Während jener Erringung der Unabhängigkeit hatte sich nun beim gesammten Volke nicht nur der feste Entschluss geltend gemacht, dass dasselbe für alle Zukunft frei und keinem Herrn unterwürfig sein wolle, sondern dasselbe hat auch noch mit aller Zuversicht die Behauptung ausgesprochen, dass es von jeher frei gewesen sei (welches aber gänzlich der Wahrheit widerspricht) und ist hierin so weit gegangen, in jedem Zweifel an diesen Satz auch sogleich einen Angriff auf seine Freiheit selbst voraussetzen zu wollen.

In diese Zeit des heftigsten Parteienkampfes fielen nun die Abfassung der Schriften von dem Herkommen der Schweizer, deren Behauptungen, wenn sie zu andern Zeiten vorgebracht und nicht so heftig und verächtlich widerlegt worden wären, vielleicht weniger Beachtung verdient hätten, die aber erst dadurch eine besondere Wichtigkeit erhielten, so dass später dieselben fast als Glaubensartikel angesehen wurden *).

Man würde sich aber überhaupt irren, wenn man annehmen wollte, dass das darin Ausgesprochene über den frühern Ruhm ihrer Freiheit erst durch die Chronikenschreiber dem Volke aufgedrungen worden wäre. Im Gegentheil, jene verstanden eigentlich bloss, die vorherrschenden Leidenschaften und Partei-

*) Vergleiche die oben S. 85 erwähnte Verordnung von 1521 oder 1531.

ansichten gehörig aufzufassen, und waren nur das Werkzeug, um solche auf eine der Menge am meisten zusagende Weise wieder darzustellen durch eine Erzählung von der Abstammung von irgend einem von jeher freien, kriegerischen, berühmten Volke, welche sie bestmöglichst auszuschnücken versucht haben. Man kann also dieselbe, wie viele andere Erzählungen, gleichsam nur als ein Gewand betrachten, das dem Geschmacke der Zeitgenossen vollkommen entsprach, und in welches die damaligen Wünsche und Ansprüche des Volkes und seiner Führer eingekleidet waren und in so fern mag dieselbe auch jetzt noch der geschichtlichen Untersuchung immerhin einigen Stoff darbieten.

Seitdem nun aber die Erfahrungen der letzten 50 Jahre unsern Landsleuten genugsam dargethan, dass weder mit dergleichen Beweisführungen, noch überhaupt durch Schriften irgend einer Art und selbst durch Verträge die Fortdauer kleiner unabhängiger Staaten gewährleistet werden könne, sondern dass dieselben dazu ganz anderer Hülfe bedürfen und auch diese Hülfe bisher nie ausgeblieben ist, so würde es auch wohl einmal an der Zeit sein, auf solche frühere Behauptungen, welche bei veränderten Umständen von keinem ferneren Einflusse (weder auf sie selbst noch auf andere) sein können — Verzicht zu leisten und im Gegentheil einzig der wahren urkundlichen Geschichte des Landes sich zuzuwenden. Wenn dieselbe zwar allerdings die Behauptung einer von jeher bestandenen Freiheit des ganzen Volkes zu nichte macht, so vermag sie anderseits durch die einfache wahre Darstellung, wie die gewünschte Freiheit auf gesetzlichem Wege wirklich zu Stande gekommen und wie ruhmvoll sie vom XIII. bis zum XVI. Jahrhundert verfochten worden, dem Volke viel mehr Ehre zu gewähren, als alles was die frühern Geschichtschreiber vor dem VIII. und IX. Jahrhundert, wo das Land noch eine Wildniss, ohne Bevölkerung und ohne Geschichte war, Unwahres behauptet haben.

Inhaltsanzeige.

	Seite.
1. Einleitung	3 — 9
2. Von der ursprünglichen Bevölkerung des Apengebirges .	9—39
Erste bekannte Völker: Umbern, Luganer, Liguren 10;	
Etrusker 13; Gallier 16; Rhätier 18; Helvetier 20.	
Die andern Alpenvölker	21
Die Alpenstrassen vor der Römerzeit	29
Eroberung der Alpen durch die Römer	30
Ueber das Dasein unabhängiger Alpenvölker zur Römerzeit	32
Zustand der Alpenvölker während der Römerzeit . . .	36
3. Die ersten Anfänge der deutschen Bevölkerung in dem	
Alpengebirge	39—70
Erste angebliche Spuren derselben	40
Eroberung des Alpengebirgs von Seiten der Allemannen	
und Bajoaren 47; der Burgunder 51; der Ostgothen 53;	
der Longobarden 55; der Franken 56.	
Erste wirkliche Niederlassungen von Deutschen in einzel-	
nen Theilen von Helvetien und Rhätien 58; im Tirol,	
Oesterreich 65; die deutschen Gemeinden in Italien 68.	
4. Von der ersten Bevölkerung der schweiz. Urkantone, des	
Berner Oberlandes und des Oberwallis	70—115
Die ersten Berichte über die älteste Geschichte der Länder	72
J. Püntiner und J. Fründ	73
Erzählung über die Einwanderung der Gothen 76; der	
Schweden und Friesen 80; der Normannen 92; der	
Friesen und Sachsen 94.	
Urkundlicher Zustand der Urkantone vor der Zeit Karls	
des Grossen	95
Urkundlicher Gang der Bevölkerung von Schwyz, Uri,	
Unterwalden, des Hasli, Oberwallis und seiner Colo-	
nien in Italien und Rhätien	98
Prüfung der neuesten Ansicht über eine nordische Ein-	
wanderung	104
Urkundliche Nachrichten über den ersten Anbau d. Länder	109
Schluss	115